Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **42 [i.e. 45] (1963)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern 300

1085

AZ Winterthur

Winterthur, 1. März 1963
42. Jahrgang Nr. 5/229

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 20 Rp., Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Die Spitalhelferin — Zum letztenmal: Frau und Konzil — Von gebrechlichen Kindern und ihren Müttern

Die Rotkreuz-Spitalhelferin

S. O. Bei dem Worte «Rotkreuz-Spitalhelferinnen» liegt der Nachdruck auf dem Wort Spital. Wenn die Rotkreuzhelferinnen Frauen sind, die in ihrer freien Zeit den Rotkreuzsektionen zur Verfügung stehen, um Kranken zu besuchen, ihnen vorzulesen, sie auszuführen oder Beschäftigungstherapie mit ihnen zu treiben, so ist die Rotkreuz-Spitalhelferin etwas ganz anderes. Sie wird in kurzfristigen Kursen, in Praktikum und Wiederholungspraktika dazu ausgebildet, das Berufs-Krankenpflegepersonal zu entlasten, sie gehört zu jener Gruppe von Hilfspersonal, das sowohl in Kriegs- wie auch in Friedenszeiten in irgendeiner Notlage von den Spitälern zur Mithilfe herangezogen werden kann. Es ist dies ein Dienst, den die Stunde geradezu gebietet, denn wenn man sich — (trotz den vielen heute unrichtigen Begründungen seiner Ursachen, die immer noch im Publikum anzutreffen sind) — die bittere Realität des Schwesternmangels vor Augen hält, so ist die Ausbildung von Frauen, die als Spitalhelferinnen den diplomierten Schwestern all das abnehmen können, was eben jede Frau mit weiblichem Einfühlungsvermögen und einer kurzfristigen, elementaren Ausbildung ohne weiteres ausführen kann, eine ins Auge springende Lösung. Wir sagen bewusst eine, denn der Lösungen sind eine ganze Reihe, die alle zusammengenommen den schwerwiegenden Schwesternmangel bekämpfen können.

Die Initiative zur Ausbildung von Rotkreuz-Spitalhelferinnen in besonderen kurzfristigen Kursen ging aus vom heutigen Oberfeldarzt, dem ehemaligen Rotkreuz-Chefarzt Dr. Kaeser, der damit eine neue Kategorie von Hilfspflegerinnen für die Armee schaffen wollte, in der Erkenntnis, dass die Lücken in den Sollbeständen des Hilfspersonals durch die Rotkreuz-Spitalhelferinnen aufgefüllt werden könnten. Der Leitfaden für die Kurse wurde von Spitalschwestern und Schulschwestern ausgearbeitet. Die ersten SRK-Sektionen, die Rotkreuz-Spitalhelferinnen auszubilden begannen, waren Bern, Basel und Zürich. Es ist wohl für die Grosstadt Zürich besonders wichtig, eine Truppe von ausgebildeten Helferinnen «in Reserve» zu haben, die im Notfall — ob dieser sich nun in Kriegs- oder Friedenszeiten präsentiert — einberufen werden können. Denn die Rotkreuz-Spitalhelferin verpflichtet sich, nach Absolvierung ihres Praktikums und nach Erhalt ihres Ausweises sich im Ernstfall dort einsetzen zu lassen, wo sie gebraucht wird.

Wer kann Spitalhelferin werden?

Alle gesunden Frauen, vom 17. bis zum vollendeten 60. Altersjahr, können sich für die Ausbildungskurse melden. Dass sie in sich selber eine Einsatzbereitschaft und eine Verpflichtung der Allgemeinheit gegenüber spüren — das liegt auf der Hand. Praktisch geht ihre Skala von der Akademikerin bis zur Putzfrau — denn die bisher durchgeführten Kurse umfassen Studentinnen und Lehrtöchter, Hausfrauen und Berufstätige; da ist die angehende Medizinerin, die Klavierlehrerin, die Sekretärin, die Dolmetscherin, da sind Arztfrauen in grosser Zahl vertreten (die durch den Beruf des Mannes dem Problem des Personalmangels in Spitälern und Kliniken nahestehen). Unter den Anmeldungen für neue Kurse finden wir Gemeindeangestellte und Postgehilfinnen, Hotelsekretärinnen und Laborantinnen und eine ganze Reihe von Lehrerinnen, die der Ansicht sind, dass sie recht viel Ferien haben und in diese ganz gut ihre Praktika legen könnten. Es haben Hausfrauen mit Kindern den Ausbildungskurs und ihre Praktika absolviert, und es melden sich junge Mädchen im klugen Bewusstsein, dass jedes «Gepäck» an Ausbildung und praktischem Wissen, das zum beruflichen dazu kommt, wertvoll fürs Leben ist.

Die Ausbildung der Spitalhelferin

Dass alle diese Frauen und Töchter aus ganz verschiedenen Berufen und Verhältnissen sich zu den Rotkreuz-Spitalhelferinnenkursen melden können, liegt daran, dass diese Kurse sowie das dazugehörige Praktikum klug und anpassend auf die verschiedensten Verhältnisse zugeschnitten sind. Der theoretisch-praktische Kurs von 28 Stunden wird in 14 Lektionen erteilt, wobei die Teilnehmerinnen in 10 Lektionen durch eine diplomierte Krankenschwester in die einfachen Pflegeverrichtungen am Krankenbett eingeführt werden, und in 4 Doppelstunden ein Spitalarzt ihnen die Kenntnisse über Bau und Funktionen des menschlichen Körpers und die krankhaften Vorgänge in ihm vermittelt, die für die Rotkreuz-Spitalhelferin wichtig sind. An diesen Kurs schliesst sich ein Praktikum an, das nun entweder ganztägig in etwa 12 Tagen oder auch halbtagsweise, das heisst in etwa 24 halben Arbeitstagen, innert vier Wochen absolviert werden kann. Auch in bezug auf die Wahl des Spitals werden die Wünsche der Praktikantinnen berücksichtigt. Während ihres Praktikums lebt die Spitalhelferin extern, wird aber durch das Spital und auf dessen Kosten verpflegt. Sie ist in die Personal-Haftpflichtversicherung des Spitals eingeschlossen und durch das Schweizerische Rote Kreuz gegen die wirtschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen und Infektionskrankheiten versichert. Nach Abschluss dieses Praktikums erhält sie einen Ausweis. Alle zwei Jahre, sofern während dieser Zeit kein Einsatz als Rotkreuz-Spitalhelferin erfolgt ist, hat sie ein viertägiges Wiederholungspraktikum zu absolvieren, worauf ihr Ausweis für weitere zwei Jahre verlängert wird.

Aus den Erfahrungen von Schwester Dora Eidenbenz, die in der SRK-Sektion Zürich die Spitalhelferinnenkurse organisiert und leitet, lässt sich ersehen, wie diese Praktika von den Rotkreuz-Spitalhelferinnen erlebt werden. «Ich ging im Praktikum jeden Tag beglückt nach Hause», schreibt ihr eine Hausfrau. Für die Klavierlehrerin hat das Praktikum alle Erwartungen in viel höherem Masse erfüllt, als sie dachte. Die einen loben, dass die Schwestern sehr nett waren und bereit, viel zu zeigen, auf Fragen zu antworten, kurz, sie überall «dranzunehmen». Bei andern Praktikantinnen war der Kontakt mit Schwestern und Hilfspersonal im ersten Praktikum nicht sofort ganz positiv. Interessant ist es dann festzustellen, dass im Wiederholungspraktikum dieser Kontakt viel besser und die Einstellung zur Arbeit viel positiver wurde. Jedes Wiederholungspraktikum ist natürlich interessanter als das vorhergehende, schon deswegen, weil mehr von der Praktikantin verlangt wird, weil sie der Schwester eine wirkliche Hilfe sein kann. Ueber die 22jährige Medizinstudentin, die im Spital von Thusis einsprang, schreiben die Schwestern: «Sie haben uns eine sehr gute Hilfe geschickt, solche Spitalhelferinnen nehmen wir jederzeit wieder. Sie half überall tapfer mit ...» Dass die Schwestern von einer tüchtig anpackenden Rotkreuz-Spitalhelferin begeistert sind, ist kein Wunder, auch nicht, dass die Patienten zufrieden sind, denn heute ist jeder Patient dankbar für eine Handreichung, die er oft — aus Rücksicht auf die Belastung der pflegenden Schwester — zu verlangen sich nicht gestattet.

Dass aber die Rotkreuz-Spitalhelferinnen selbst von ihren Praktika so begeistert sind, das ist das Schöne! Jedes Wiederholungspraktikum gibt neue Eindrücke, jedes ist anders. Ein Chronischkrankenheim, sagen sie, ist nicht zu vergleichen mit einem gewöhnlichen Spital, und alle die Arbeiten der Rotkreuz-Spitalhelferin — Waschen, Aufnehmen, Ankleiden, Baden der Patienten, zu Essen geben, helfen Schwerkranke betten — sind immer wieder verschieden. Und so viel Leid sieht man, das man nicht ahnte — und soviel Tapferkeit im Ertragen, vor der man demütig wird ...

Wo sollen die Rotkreuz-Spitalhelferinnen eingesetzt werden?

Bei einer Mobilmachung unserer Armee sollen die Rotkreuzhelferinnen, die sich unbedingt, das heisst nicht ortsgebunden, zur Verfügung stellen, einer der acht grossen Militärsanitätsanstalten zugeteilt werden, von denen eine jede vier Spitalabteilungen mit je 750 Patienten umfasst. Da eine Krankenschwester des jeder Spitalabteilung zugeteilten Rotkreuzdetachements 20 Patienten zu pflegen haben würde, so müsste sie von Hilfspflegerinnen unterstützt werden.

Die Rotkreuz-Spitalhelferin, die sich nur an ihrem Wohnort zur Verfügung stellen kann, wird sich beim zivilen Kriegssanitätsdienst, das heisst beim Zivilschutz, einteilen lassen, und wer auch das nicht möchte, der wird im Ernstfall im Rahmen der zivilen Hilfstätigkeit des Roten Kreuzes, zum Beispiel in einem Zivilspital, seine Einsatzmöglichkeit finden.

Nun ist aber diese Einsatzmöglichkeit auch schon im Frieden da: heute, morgen. Und zwar nicht nur in Katastrophenfällen, bei Epidemien usw., sondern ganz einfach im täglichen Leben. Wir wissen von Rotkreuz-Spitalhelferinnen, die seit ihrer Ausbildung regelmässig jede Woche einen halben Tag, andere sogar mehr, für einen bestimmten privaten Pflegefall sich zur Verfügung stellen oder, auf eigenen Wunsch, alle 14 Tage einem Spital für einen ganzen Tag. Andere sind zu einem freiwilligen befristeten Einsatz bereit. Als zum Beispiel die Schweizerische Multiple-Sklerose-Gesellschaft 1961 ihre erste Ferienaktion für Schwerbehinderte im Sanatorium Bellevue in Montana durchführte, konnten diese Ferienwochen, die hauptsächlich zur Entlastung der Angehörigen schwerer MS-Patienten gedacht sind, nur dank dem Einsatz von Zürcher Rotkreuz-Spitalhelferinnen durchgeführt werden. Es waren 9 Frauen (8 Hausfrauen und eine Berufstätige) im Alter von 25 bis 65 Jahren, die freiwillig unter der Leitung einer diplomierten Schwester die zum Teil recht anstrengende Pflege der schwerbehinderten Patienten übernahmen. Auch für die Ferienaktion 1962 in Montana haben sich Rotkreuz-Spitalhelferinnen gemeldet, diesmal auch aus Winterthur und dem Kanton Bern. Und wiederum waren die Patienten glücklich über die freundliche Betreuung durch die Spitalhelferinnen, «denen nichts, aber auch gar nichts zu viel war», und die Helferinnen, obschon sie in den ersten Lagertagen «fast verzweifelten über so viel Elend und Leid, das da plötzlich so grausam vor ihnen stand», haben ihren Dienst in Montana nicht bereut und melden sich zum Teil für eine neue Ferienaktion. — Und so wie die MS-Ferienpatienten in Montana, so gäbe es allenthalben in Privatfamilien MS-Patienten zu betreuen, tageweise, halbtageweise, oder Alte oder Chronischkranke — weit ist das Feld und schön, das sich der Rotkreuz-Spitalhelferin auftut.

Wir bitten um Verständnis, Herr Arbeitgeber!

Nun haben wir bis jetzt eines ausser acht gelassen: Das Problem der Einstellung des Arbeitgebers, die für die Berufstätigen unter den sich meldenden Frauen ausschlaggebend ist. Die theoretischen Kurse sind kein Problem, werden sie doch für Hausfrauen tagsüber und für Berufstätige abends erteilt. Aber die Praktika?

In vorbildlich grosszügiger Weise sind Stadt und Kanton Zürich hier vorangegangen. Der Stadtrat von Zürich hat beschlossen, die Tätigkeit als Rotkreuz-Spitalhelferin grundsätzlich den Dienstleistungen im Frauenhilfsdienst gleichzustellen, das heisst während der Ausbildungszeit 60 Prozent des Lohnes für ledige, 80 Prozent für Angestellte mit gesetzlicher Unterstützungspflicht auszuzahlen und während der Wiederholungspraktika die volle Besoldung. In ähnlichem Sinne hat auch der Kanton seine Bestimmungen getroffen, wobei aber nur diejenigen unter den Rotkreuz-Spitalhelferinnen die Vergünstigung erhalten, die sich nach absolvierter Ausbildung in den Rotkreuzdienst oder in den Zivilschutz einteilen lassen oder sich verpflichten, dem SRK zu jeder Zeit zum Einsatz in einem Spital ihres Wohnortes zur Verfügung zu stehen.

In ebenfalls mustergültiger Weise haben eine Reihe von grossen Betrieben und Industrien das Problem für die Rotkreuz-Spitalhelferin geregelt, indem sie den Kursteilnehmerinnen für das Praktikum einen bezahlten Urlaub gewähren, die einen ohne Bedingung, andere mit der Bedingung des späteren Eintritts in den Zivilschutz. Viele Arbeitgeber aber haben für die Ausbildung der Rotkreuz-Spitalhelferin, für die dringende Notwendigkeit dieser Ausbildung noch lange nicht das gewünschte Verständnis. Sie haben noch nicht begriffen, um was es geht. So bringen ihre Angestellten, die es besser begriffen haben, für Praktikum und Wiederholungspraktika das Opfer ihrer Ferien.

Frauen unserer Zeit

Gisèle Gampert-Péquignot

Jurassierin von Geburt, ist als erste Genferin zum Friedensrichter und Richter am Vormundschaftsgericht ernannt worden.

*

Photographien geben oft ein falsches Bild. Ich habe hier eine Aufnahme, die dem Modell nicht gerecht wird: eine Frau mittleren Alters ohne grosse Persönlichkeit. Die Wahrheit habe ich dann an einem eiskalten Abend an der Rue de Lyon feststellen können.

Eine kleine, lebhafte, hübsche junge Frau öffnet auf mein Läuten. Sie ist sofort sehr liebenswürdig, stellt sich gerne zur Verfügung und spielt keineswegs die Rolle eines gewichtigen Dieners der Justitia, der sich in Anwesenheit der Presse in seiner neuen Würde sonnt.

— Warum sind Sie Richterin geworden? — Weil ich wollte! Zuerst mussten allerdings die Genferinnen das aktive und passive Wahlrecht erhalten, damit dieser Wunsch erfüllt werden konnte, und dann musste ich mich für die Wahl zur Verfügung stellen.

— Warum wünschten Sie dieses Amt? — Mein Beruf als Rechtsanwältin erfüllte nicht ganz meine innersten Aspirationen. Der Advokat muss Partei nehmen, er muss die Wahrheit «umarbeiten». Der Richter ist objektiv.

— Man kann eine solch wichtige Funktion nur übernehmen, wenn man neue Verantwortungen auf beruflichem Gebiet und grosse Umstellungen im Privatleben nicht scheut. Wie sehen Sie Ihr zukünftiges Leben? — Neue Verantwortungen? Sie sind schwerwiegend, gewiss, aber sie beunruhigen mich nicht, auch nicht mein Privatleben.

Madame Gampert gibt mit ihrer Karriere als Rechtsanwältin auch ihre Privatklientel auf, die anspruchsvoll war und sie zu allen unmöglichen Zeiten beanspruchte. Der Tageslauf eines Richters ist geordneter als der eines Advokaten, mit normalen Arbeitsstunden, er kann um sechs Uhr sein Dossier zumachen und sich den Samstag und Sonntag freihalten. Vielleicht finden meine Leser, ich dächte zuviel an die Freizeit und zu wenig an die Justiz? Mme Gampert, die am 26. November zum Richter ernannt worden ist und am 17. Dezember ihr Amt angetreten hat, ist nämlich seit März 1962 verheiratet ... Ich frage sie daher, wie sie die beiden Haupttätigkeiten — Berufsfrau und Hausfrau — vereinbare.

— Ich habe meinem Mann nie vorenthalten, dass ich meine berufliche Karriere weiter verfolgen möchte, auch nicht meinen Wunsch, Richter zu werden. Er war einverstanden.

— Haben Sie nicht das Gefühl, Ihre Stellung könnte das Gleichgewicht in Ihrer Ehe stören? — Ich möchte jeder Frau in meiner Lage raten, ihre Weiblichkeit zu betonen, sobald sie ihr Büro verlässt, ihre beruflichen Interessen beiseite zu lassen, eine weibliche Atmosphäre zu schaffen; sie muss — wie soll ich sagen? — ja, sogar kokett, ein wenig launenhaft sein.

— Da uns die Vereinigten Staaten, wie man oft sagt, unsere zukünftige Gesellschaftsform vorleben, finden Sie, die Schweizerinnen sollten mehr den Amerikanerinnen gleichen?

— O nein, der Himmel bewahre uns! Ich habe in Amerika «entweiblichte» Frauenversammlungen gesehen. Nein, wir wollen uns nicht vermännlichen. Wir bleiben im «Schmuckkästchen».

Wir versuchen, zusammen die Rolle der Frau in der modernen Gesellschaft zu definieren.

— Schauen Sie nur, sagte Mme Gampert, wie sich die Männer den Frauen gegenüber benehmen. Man könnte fast sagen, sie warteten nur auf diesen Moment, um jede elementare Höflichkeit über den Haufen zu werfen. Bei uns wie in Amerika muss ein neues Gleichgewicht hergestellt werden.

Wir kommen zum Thema Ehebruch und Scheidung. Die berufstätige Frau nimmt die Scheidung leichter, sie wird nun ihr Salär für sich allein brauchen, und die Freiheit hat auch ihre Vorteile. Die Schwierigkeiten kommen erst später: Auch der Ehebruch wird erleichtert durch die Berufstätigkeit der

Frau. Die moderne Ehefrau ist sich der Untreue ihres Gatten eher bewusst, und die Versöhnung ist schwieriger. Früher befassten sich Priester und Pfarrer mit den Ehekonflikten. Heute versucht der Psychoanalytiker zu flicken, aber — er nimmt den Mechanismus auseinander. Die alte Methode, nämlich Oel ins Getriebe zu träufeln, war besser.

— In was für Probleme müssen Sie als Richter eingreifen? — Ueberwachung von Vormundschaften und Pflegeverhältnissen, Adoption, Ueberwachung oder Entfernung von Kindern aus der Familie, Entziehung der Schlüsselgewalt der Ehefrau, Kontakt mit illegitimen Vätern und Müttern, Erbschaftsangelegenheiten, Vergleich in Prozessen unter 1000 Franken, Halbstrafrechtliches (Beleidigungen, Ehrverletzungen etc.), Familien- und Ehestreitigkeiten, Vaterschaftsklagen (Mme Gampert spricht fliessend Italienisch, was sehr wichtig ist, da viele Vaterschaftsklagen die italienischen Saisonarbeiter betreffen).

— Was interessiert Sie am meisten? — Die ehelichen Differenzen und die Familienstreitigkeiten, ist doch viel Soziales und Psychologisches damit verbunden.

— Und Ihre Freizeit? Wo erholen Sie sich? — Ich liebe Malerei, Besuch von Ausstellungen, Musik, Konzerte, Theater, Komödie, Reisen (ich war ungefähr überall in Europa, dann in Amerika und Nordafrika; es fehlen der Orient und der Ferne Osten). Im Sommer: Segeln und Schwimmen. Ich höre gern Brassens, die Jungen, die Modernen. Ich habe gern Gesellschaft, koche gerne und pflege mein Heim.

— Ich bin überwältigt, dass Sie so viele Dinge unternehmen können. Nun sagen Sie mir nicht auch noch, dass Sie gerne Petitpoint sticken, um die freie Zeit totzuschlagen ...

— Sie haben recht geraten: Natürlich sticke ich, und wie gerne!

Renée Senn / ksg

KONSUMENTINNEN-FORUM

der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin

Redaktion: Hilde Custer-Oczeret, Brauerstrasse 62, St. Gallen - O
Telephon 071 / 24 48 89

TREFFPUNKT für Konsumenten

Fast wie ein Märchen liest sich die Geschichte über die Entstehung zweier Konsumenten-Organisationen in England. (Ueber eine von ihnen berichteten wir in der Nummer vom 4. Januar.) Die noch relativ junge Zeitschrift «Sunday Times» veröffentlichte unter dem Titel «The Consumer Queens» das Porträt zweier Frauen von Janice Elliot. Zwei Engländerinnen waren es nämlich, die den Status der Konsumenten revolutionierten. Sie haben in erster Linie dafür gesorgt, dass der Käufer, bis dahin attackiert von der Reklame, kritisiert von Politikern, wieder zum Worte kam.

Eirlys Roberts, heute Redaktorin der Konsumenten-Zeitschrift «Wich?», studierte zunächst in Cambridge, arbeitete dann im Foreign Office und im Schatzamt, um schliesslich zu einer Gruppe von Leuten zu stossen, die sich mit Konsumentenfragen befassten.

Mit ca. 200 Fr. wurde in einer alten Garage in Bethmal Green eine Konsumentenorganisation gestartet. Eine anonyme Spende von 5500 Fr. und die Schenkung im Betrag von rund 22 000 Fr. von einer gemeinnützigen Organisation ermöglichten die Herausgabe der ersten Nummer des «Wich?». Eirlys Roberts trug dazu einen Bericht über Aspirin bei. Das erste «Wich?» erschien im Oktober 1957 und war ein sofortiger Erfolg. Die Auflage von 10 000 ging weg wie warme Semmeln, und es musste eine neue Auflage erscheinen. Als im Januar 1958 die zweite Nummer erschien, hatten bereits 23 000 Interessenten ihren Subskriptionsbeitrag von 10 sh bezahlt. Eirlys Roberts begann damit ihre Laufbahn als Redaktorin. Die meisten Initianten dieses Konsumenten-Sprachrohres figurieren auch heute noch unter den Vorstands-Mitgliedern der Consumers Association, kurz CA genannt. (Siehe Frauenblatt Nr. 1/1963.) Eirlys Roberts unterstehen heute sowohl die Redaktion der Zeitschrift als auch die Untersuchungen, an deren Beginn und Ende sie sich einschaltet. 90 Prozent der Objekte werden auf Grund von Anregungen aus der Leserschaft getestet.

Elisabeth Gundrey stammt aus einer Journalisten-Familie. Sie studierte Geschichte und arbeitete gleichzeitig als Bürolistin am Institut für Geschichtsforschung. Auf dem Weg über verschiedene Beschäftigungen bei einigen Zeitschriften kam sie schliesslich zum «News Chronicle». Ihr Hang, zu untersuchen und zu forschen, brachte sie dann zur «British Standard Institution» (vermutlich eine Behörde zur Ueberwachung von Normen), die 1957 gerade eine Konsumentenorganisation beratenden Charakters gegründet hatte, den Consumer Advisory Council. Elisabeth Gundrey legte dieser Organisation den Entwurf für «Shopper's Guide» vor und — wurde als Redaktorin engagiert. Die erste Nummer dieser Konsumenten-Zeitschrift (zu deutsch etwa «Leitfaden für Käufer») erschien bereits vor der ersten Nummer des «Wich?» im Sommer 1957. Sie enthielt einen Ueberblick über Gas-Kocher und eine Anleitung zur richtigen Behandlung von Nylon-Strümpfen.

Beide Frauen haben einen grossen Einfluss auf das Wirtschaftsleben, beide aber auch die schwierige Aufgabe, die nüchternsten und realsten Publikationen zu betreuen, die, wie Janice Elliot es ausdrückt, neben den Telephonbüchern existieren.

Abgesehen von der Kunst, so nüchterne Angelegenheiten in einer Form an den Leser heranzubringen, dass die Lektüre trotzdem interessant ist, stehen die Redaktorinnen aber auch dauernd im Kampf mit der absolut stichhaltigen integeren Aussage. Jedes Wort, das sie schreiben, muss genau abgewogen werden. Ueberall gibt es Leute, die nur darauf warten, eine Handhabe zu finden, um die Zeitschriften gerichtlich verfolgen zu können. Während der 5 Jahre, da beide Zeitschriften existieren, ist keine von ihnen bisher wegen Verleumdung verklagt worden, trotz ihrer ausgesprochen kritischen Haltung.

Jede dieser beiden Frauen hat sich ihr eigenes «Empire» geschaffen. Während Eirlys Roberts mit dem «Wich?» und der CA zum Vorbild für Konsumentenorganisationen in anderen Ländern wurde und 18 lokale Zusammenschlüsse in englischen Ortschaften inspiriert hat, wirkt Elisabeth Gundrey mehr in der englischen Oeffentlichkeit. Ihr Taschenbuch «Your Money's Worth» wurde zu einem Bestseller, sie wirkt am Radio, tritt im Fernsehen auf und hält Vorträge. Sie hat eine Vorliebe für öffentliche Auseinandersetzungen.

Beide Frauen haben das gleiche Ziel: Sie glauben, dass die Erziehung der Konsumenten wichtiger ist als protektionistische Massnahmen.

Dieser Auffassung können wir uns nur anschliessen. Aber wo sind unsere Königinnen der Konsumenten? Wir wären ja schon mit brav demokratischen Stauffacherinnen zufrieden.

Hilde Custer-Oczeret

Die Unterlagen zu diesem Artikel gingen uns von einer aufmerksamen Leserin zu, der wir hier nochmals bestens danken.

Geheimnisvolle Textilien

Kommt es zu einer zuverlässigen Kennzeichnung?

Will der Konsument sich einen Anzug kaufen, so kann er heute noch Wunder erleben: Da wird eine Hose aus «reinem Kammgarn» angepriesen zu weniger als dreissig Franken; im nächsten Geschäft kostet die Hose gleicher Machart, ebenfalls aus «reinem Kammgarn», annähernd das Doppelte. Wer rechnen muss, kauft die billigere Hose in der Meinung, es handle sich ja ebenfalls um einen feinen Wollstoff. Der Mann wird bitter enttäuscht sein von der erstandenen Qualität, denn was als «reines Kammgarn» deklariert wurde, erweist sich als Gewebe, das zu hundert Prozent aus Fibranne besteht. Auf die teilweise grossen

Preisunterschiede

in ein- und demselben Geschäft aufmerksam gemacht, erklärte der Verkäufer: Aus den Preisdifferenzen könne man ja die Qualitätsunterschiede ersehen. Wer ein besonders billiges Kleidungsstück erstehe, dürfe doch nicht annehmen, dass es aus «reiner Wolle» bestehe.

Dreissig Prozent der schweizerischen Haushaltausgaben entfallen auf Nahrungs- und Genussmittel; zwölf Prozent auf Ausgaben für die Bekleidung. Nach dem Essen ist die Bekleidung der nächstwichtige Lebensbedarf; da wundert man sich eigentlich, dass auf dem Gebiete der Bekleidung beinahe alles erlaubt ist, währenddem bei den Lebensmitteln ein vorbildliches Gesetz für den Schutz des Konsumenten sorgt. Im Gegensatz zur «Nahrungsmittelchemie» wirkt sich eben die «Textilchemie» nicht so unmittelbar nachteilig auf die Gesundheit des Menschen aus — dafür allerdings um so nachteiliger auf das Portemonnaie des Verbrauchers.

Die immer häufiger für Rein- und Mischgewebe verwendeten künstlichen Textilfasern sind weit über ihre ursprüngliche Rolle der blossen Ersatzstoffe hinausgewachsen. Sie sind aus unserer Bekleidung heute nicht mehr wegzudenken und auf manchen Gebieten den Naturfasern überlegen. Sie haben jedoch auch ganz besondere Eigenschaften — Vorteile und Nachteile —, die der Verbraucher kennen muss, wenn er in seinen Erwartungen nicht enttäuscht sein und die Textilien richtig pflegen will. Mit einer lückenlosen

Angabe der Rohstoffzusammensetzung

aller Textilien — so, wie sie die Textilfabrikanten ihren Abnehmern seit jeher vermitteln — wäre den Konsumenten schon viel geholfen. Ein grosser Teil der vielfältigen Angebote liesse sich hinsichtlich der *Preiswürdigkeit beurteilen*. Und ein relativ einfaches Merkblatt für die Behandlung der verschiedenen Rohstoffe würde der Hausfrau eine *sachgemässe Pflege* der aus ihnen hergestellten Textilien erleichtern.

Im Jahre 1958 hatten sich von 55 000 befragten Konsumenten deren

98 Prozent für die Wünschbarkeit der sogenannten Textildeklaration

ausgesprochen. Im Juni vergangenen Jahres wurde im Ständerat von 38 Unterzeichnern ein Postulat eingereicht, worin man den Bundesrat einlud, eine Verordnung zur Kennzeichnung von Textilien zu erlassen: «Der Schweizer Konsument steht einem Warenangebot gegenüber, das hinsichtlich Mannigfaltigkeit und Fülle wohl von keinem anderen Land der Welt übertroffen wird. Mit diesem Angebot geht eine immense Propaganda einher, die jedoch in vielen Fällen eine sachliche Aufklärung des Konsumenten über die angebotenen Erzeugnisse vermissen lässt.» In verschiedenen Ländern, so in den Vereinigten Staaten, sind die Konsumenten auch auf dem Gebiete der Bekleidung — wie bei den Lebensmitteln — gegen Unklarheiten und Irreführungen gesetzlich geschützt. Westdeutschland ist auf Druck der Verbraucherverbände, daran, gesetzliche Vorschriften über die Angabe der Rohstoffzusammensetzung von Textilien auszuarbeiten. — Bei uns sind es vor allem gewisse Kreise des Handels, welche der Textilkennzeichnung Widerstand entgegensetzen; dagegen bemühten sich die Textilfabrikanten schon vor Jahren — leider vergeblich —, auf freiwilliger Basis zu erreichen, dass die ihren Textilien beigegebenen Kennzeichnungen dem Konsumenten nicht vorenthalten werden. Bisher vermochten sich in der Schweiz nur gewisse gemeinsame Qualitätsgarantien für Wollfabrikate durchzusetzen. Die Konsumenten, insbesondere die Hausfrauen, müssten heute, um bei allen Einkäufen die rechte Wahl zu treffen, Kenntnisse besitzen, die höchstens eine Textilfachschule vermitteln kann. Eine allgemeine Textildeklaration würde die Schwierigkeiten nicht auf einen Schlag beheben, jedoch

irreführende Propaganda,

Enttäuschung und unnötige Geldausgaben weitgehend verhindern. Es ist deshalb sehr zu hoffen, dass es auch in der Schweiz mit der Textilkennzeichnung endlich vorwärts geht.

Schweizerische Studiengruppe
für Konsumentenfragen

Ein offizielles Warentest-Institut für deutsche Konsumenten

In seiner Regierungserklärung am 9. Oktober 1962 beauftragte Bundeskanzler Adenauer den Bundeswirtschaftsminister, eine Körperschaft für neutrale Warentests zu errichten.

Jetzt ist es so weit. Die NZZ berichtet, es solle mit öffentlichen Mitteln ein von Interessenten unabhängiges Warentestinstitut gegründet werden, die Form einer Stiftung des bürgerlichen Rechts haben und «Allgemeines Deutsches Warentestinstitut» heissen.

Die Stiftung soll mit einem Anfangskapital von 500 000 D-Mark ausgestattet werden und für die laufende Arbeit jährlich etwa 5 Millionen DM aus öffentlichen Mitteln erhalten. Der Vorstand soll von drei bis fünf Personen gebildet werden, die der Wirtschaft weder führend noch in abhängiger Stellung angehören. Als Experten sollen sachverständige Personen berufen werden, die keine Verbandsvertreter sind. Nicht zur Mitwirkung vorgesehen sind — die Verbraucherverbände, was von diesen allerdings nicht gutgeheissen wird.

Das Testinstitut will seine Arbeit in der zweiten Hälfte dieses Jahres aufnehmen — man spricht von 6 Testen pro Monat — und möglicherweise in Berlin stationiert werden.

Noch einmal:

Frau und Konzil

Wer die Schrift von Dr. Gertrud Heinzelmann «Frau und Konzil» [1]) liest, fühlt sich herausgefordert. Die Verfasserin stellt darin fest, die Frau sei in der Kirche unterdrückt und nehme nicht die Stellung ein, die ihr gebühre. Diese Feststellung wird zurückgeführt auf die Lehrmeinungen des hl. Thomas von Aquin über die Frau. Das Hauptgewicht der Eingabe liegt daher auf der Widerlegung dieser thomistischen Theorien. Was ist davon zu halten?

1. — Thomas von Aquin lebte im 13. Jahrhundert. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse entsprachen dem damaligen Stand der Forschung. So dürfen wir es ihm nicht ankreiden, wenn er über Fragen der Zeugung nach heutigen Begriffen völlig abstruse Vorstellungen hatte. Leider hat er daran unhaltbare Folgerungen philosophischer und theologischer Art für die Frau angeknüpft. Ich glaube aber kaum, dass es heute irgend einen katholischen Theologen gibt, der Thomas von Aquin in diesen Punkten noch ernst nehmen würde. So scheint mir, dass Frau Dr. Heinzelmann mit grossem Kraftaufwand Türen einrennt, die längst offen sind. Warum diese überholten Theorien des 13. Jahrhunderts noch aufwärmen, wo es doch in neuester Zeit im katholischen Schrifttum bedeutende Publikationen über die Frau gibt, erfreulicherweise von Frauen verfasst, deren Aufgeschlossenheit eine ganz andere Sprache spricht? [2]) Ja, warum ... Weil eben die thomistische Philosophie heute noch eine hervorragende Stellung in der Lehre der Kirche einnimmt und es meistens übersehen wird, die nötigen Ausklammerungen vorzunehmen. Die Auffassungen des hl. Thomas über die Frau sind zwar stillschweigend beerdigt worden, aber es würde der Klarheit halber nichts schaden, wenn hin und wieder laut und deutlich gesagt würde: hier irrte Thomas.

2. — Es wäre übereilt, nun feststellen zu wollen, die ganze Eingabe an das Konzil sei ein Schlag ins Wasser. Denn hinter dieser Eingabe steht ein reales Anliegen. Durch die Verlagerung des Hauptgewichtes auf die überholten thomistischen Lehren über die Frau sowie durch den teilweise etwas aggressiven Ton wird die Eingabe allerdings zum Schulbeispiel, wie man es nicht machen sollte, wenn man etwas erreichen will. Aber ist es nicht manchmal so, dass überspitzte Formulierungen eher Beachtung finden als zahm, brav und ordentlich vorgetragene Anliegen?

Die Stellung der Frau in der Kirche ist nicht in allen Punkten befriedigend. Diese Feststellung darf ruhig gemacht werden. Die Kirche ist ja in ihrer irdischen Erscheinungsform nicht frei von Unvollkommenheiten. Die Kirche auf Erden ist ständig reformbedürftig, erst am Ende der Zeiten wird sie «ohne Makel und Runzel» sein (Eph. 5, 27). Aus diesem Grunde muss die Eingabe von Frau Dr. Heinzelmann ernst genommen werden.

3. — Die Stellung der Frau in der Kirche sollte heute in der Theologie neu überdacht werden. Aus den einschlägigen Texten der hl. Schrift muss gemäss den Erkenntnissen der modernen Bibelexegese das herausgeschält werden, was unveränderliche Offenbarungswahrheit ist, unter Ausscheidung dessen, was zeit- und umweltbedingt war und gar nicht Gegenstand der Aussage der betreffenden Textstellen sein wollte. Der heutige Stand anderer Wissenschaften, so namentlich der Rechtswissenschaft, Soziologie und Naturwissenschaften, kann dabei dem Theologen wertvolle Hilfe bedeuten. Die christliche Theologie hat im Frühchristentum die Soziologie stark beeinflusst durch Hebung des Ansehens des sozial Schwächeren, so der Frauen und des Arbeiterstandes. Später ging die Entwicklung auf weltlicher Ebene rascher voran. Man darf wohl sagen, dass es zu einem massgeblichen Teil der Sozialismus war, der die Kirche angespornt hat zu einem intensiveren Studium der sozialen Fragen, und dass es der Frauenbewegung bedurfte (und heute noch bedarf), um innerhalb der Kirche die Mitarbeit der Frau neu zu würdigen. Gleichzeitig mit der theoretischen Neuausrichtung muss auch die Stellung der Frau in der Kirche in der Praxis zeitgemässer gestaltet werden.

4. — Frau Dr. Höfer bemerkt in ihrem Artikel mit Recht, dass die Frage nach der Stellung der Frau in der Kirche einen Teil der umfassenderen Frage nach der Stellung des Laien in der Kirche darstellt. Eine «Aufwertung» der Stellung des Laien in der Kirche ist heute in voller Entwicklung. Ohne Zweifel ist damit auch eine gerechtere Würdigung der Frau in der Kirche verbunden. Aber das Problem ist damit allein noch nicht gelöst. Wie viele Theologen sagen «Laien» und denken dabei ausschliesslich an Männer! Oder war es wirklich nur Zufall, dass im Sommer 1959, als erstmals in Rom ein internationaler Laienrat ins Leben gerufen wurde, diesem zuerst nur Männer angehörten? Und warum, so fragen wir uns, hat man bei Einberufung von Katholikentagen in der Schweiz meistens «vergessen», die Frauen einzuladen? An weiteren Beispielen fehlt es nicht. Es ist daher nötig — neben den Bemühungen, den Laien in der Kirche den ihnen gebührenden Platz anzuweisen —, die Frage nach der Stellung der Frau in der Kirche noch gesondert zu betrachten.

5. — Lange Zeit wurde im katholischen Bereich die Frau gesehen als Symbol der Mütterlichkeit, der Hingabe, des Dienens und Opferns. Es ist das Bild, wie es auch Gertrud von Le Fort vor dreissig Jahren entworfen hat. Wie aber Dr. Gössmann [3]) m. E. sehr treffend ausführt, gehört dieses Bild der Vergangenheit an. Ein Grossteil der modernen Frauen distanziert sich von diesem Frauenbild und ist zu nüchtern geworden, um mit dem Symboldenken viel anfangen zu können.

Die meisten katholischen Theologen versuchen, das Bild der Frau zu erarbeiten anhand des Bildes der Gottesmutter. An und für sich ist das sicher richtig. Aber warum werden die Texte der hl. Schrift so einseitig ausgewählt und kommentiert? Das von Lukas überlieferte Wort «Siehe, ich bin die Magd des Herrn» hat schon Stoff für ungezählte Predigten geliefert. Der gleiche Lukas sagt aber etwas später vom Verhältnis Jesu zu Maria und Josef für eine Zeitspanne von etwa 30 Jahren: «Er war ihnen untertan.» Von Maria aus gesehen bedeutet dies eine wahrhaft königliche Stellung. Und in der Apostelgeschichte wird uns berichtet, dass Maria nach der Himmelfahrt Christi sich nicht etwa in die Einsamkeit zurückzog, sondern inmitten der Apostel verharrte. Die christliche Kunst hat denn auch immer Maria den Ehrenplatz angewiesen bei der Darstellung des Pfingstfestes, des Geburtstages der Kirche. Auch die Texte von der Frau, deren Spross der Schlange den Kopf zertreten wird (Gen. 3, 15), oder von der Frau, die mit der Sonne bekleidet ist (Off. 12, 1), sind, soweit sie auf Maria angewandt werden können, alles andere als Beweis dafür, dass Dienen und Opfern die einzigen der Frau wesensgemässen Haltungen sind. Das süsslich-unterwürfige Marienbild, das allzu lange als Vorbild gepriesen wurde, ist unbiblisch.

Ein anderer Weg, die Stellung der Frau in der Kirche zu klären, ist von Frau Dr. Heinzelmann eingeschlagen worden: Sie geht aus von der Stellung der Frau zu den Sakramenten. Allerdings sind ihre Ausführungen in dieser Hinsicht sehr unvollständig und ergeben so ein falsches Bild. Sie nimmt beinahe ausschliesslich Bezug auf Taufe und Priesterweihe. Es wäre aber eine sehr dankbare Aufgabe, anhand aller sieben Sakramente, so ganz besonders auch Eucharistie und Ehe, die Stellung der Frau in der Kirche zu erarbeiten. Zu den Ausführungen Frau Dr. Heinzelmanns über die Taufe scheint mir, dass es nicht so sehr auf das Recht zur Spendung der Taufe ankommt, sondern vielmehr auf den Empfang dieses Sakramentes mit allen Gnaden der Gotteskindschaft, die für Mann und Frau dieselben sind. Was die Ehe betrifft, so kann ich der Auffassung nicht beipflichten, die Uebertragung des Verhältnisses Christi zur Kirche auf das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe lasse sich wissenschaftlich und konkret nicht auswerten. Im Gegenteil, die Folgerungen, die sich für die Stellung der Frau daraus ergeben, sind noch viel zu wenig durchdacht worden. Von Verfechtern des alten Frauenideals werden die Paulus-Texte, die auf die Ehe Bezug haben, also auf das Verhältnis eines ganz bestimmten Mannes zu einer ganz bestimmten Frau, oft gedankenlos übertragen auf das Verhältnis Mann - Frau im allgemeinen. Solche Gedankensprünge führen zu Fehlschlüssen. Das Kapitel Frau und Priesterweihe hat keineswegs nur negative Vorzeichen. Edith Stein geht zwar etwas weit mit der Auffassung, dogmatisch scheine ihr nichts im Wege zu stehen, dass auch die Frau zur Priesterweihe zugelassen werden könnte [4]). Aber sicher ist, dass in der Urkirche das Diakonat den Frauen zugänglich war und dass diese Möglichkeit vielleicht in naher Zukunft wieder aktuell wird.

Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass ich mit der Eingabe von Frau Dr. Heinzelmann in verschiedener Hinsicht nicht einiggehen kann. Dem Grundanliegen der Eingabe, dem Wunsch nach Verbesserung der Stellung der Frau in der Kirche, kann jedoch die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Die Anregung, eine Theologie der Frau anhand der Sakramentenlehre zu erarbeiten, sollte aufgegriffen und verwirklicht werden. Für Frau Dr. Heinzelmann möge es, trotz aller Kritik, die sie erfahren musste, eine klare Genugtuung sein, dass sie eine Diskussion ins Rollen gebracht hat, die — so hoffe ich es — noch weiter ihre Kreise ziehen und in der Praxis sich positiv auswirken wird.

Dr. iur. Elisabeth Blunschy-Steiner

Damit schliessen wir die Diskussion um dieses Thema (Red.).

---

[1]) Vgl. Dr. Liselotte Höfer in «Schweizer Frauenblatt» vom 4. Jan. 1963 und Entgegnung Dr. G. Heinzelmann vom 1. Febr. 1963.

[2]) Vgl. insbesondere die Schriften der deutschen Philosophin und Karmeliterin Edith Stein; ferner Elisabeth Gössmann, «Das Bild der Frau heute», Köln 1962.

[3]) a. a. O. S. 13 ff.

[4]) Edith Stein, Frauenbildung und Frauenberufe, 4. Aufl. 1956, S. 170.

Leser schreiben

Es fehlt in Dr. H.'s Darlegungen ein Zusammenhang mit den Tatsachen des realen Lebens des Menschen von heute, folglich auch mit jenem der Frau. Seit vielen Jahrzehnten hat die Frau — nach dem Willen Gottes — auch «schwimmen» gelernt, manchmal recht hart und unbarmherzig, ungeschützt und allein. Von ziviler und von kirchlicher Seite hat sie in diesem Kampfe ums Dasein wenig Stütze und Hilfe erfahren. Man will, merkwürdig starr, Gesetze und Verordnungen durch die kommenden Zeiten weiter bestehen lassen zum Nachteil der werktätigen Frau und Mutter, die oft in ihrem bis dreifachen Wirken, durch zivile und kirchliche Gesetzgeber und Funktionäre gehemmt und benachteiligt wird. Es wäre eine dringlich gewordene Ehrenpflicht von seiten dieser Instanzen, veraltete Ansichten zu revidieren und schon längst überholte Meinungen nicht durch die Zeiten weiterzuschleppen.

Die Verleugnung der Grundsätze der Menschenrechte und des christlichen Gerechtigkeitsprinzipes, sobald es die Frau angeht, ist kein gutes Beispiel, das für christliche Kirchen und Staaten doch einmal verhängnisvoll sich auswirken könnte. Es wäre an der Zeit, diese abgegriffenen Auffassungen und die daraus immer noch bestehenden Verordnungen usw. sinngemäss zu korrigieren und diese Korrektur endlich in tapfere Hände zu nehmen im Namen einer loyalen Gerechtigkeit.

An. v. S.

Sonderseite «Schweizer Frauenblatt»

Freitag, 1. März 1963 Nr. 5/229

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Wer darf in der Demokratie schimpfen?

In einer angesehenen Tageszeitung war letzthin zu lesen, ein Vorrecht in der Demokratie sei es, schimpfen zu dürfen. Es fehlte aber der Zusatz, dass selbstverständlich dieses Vorrecht nur dem Stimmbürger zusteht. Also demjenigen, der Souverän ist, die Macht hat, kurz: im Schweizerland befiehlt. Im Schweizerland gibt's aber noch eine andere Kategorie Menschen, diejenigen, die nicht stimmen dürfen, nicht der Souverän sind, zu gehorchen haben, und am besten auch grad schweigen: die Frauen.

Nun ist ja eine schimpfende Frau auch nicht unbedingt unser Idealbild. Hingegen Frauen, die von heiligem Zorn erfüllt sind, die gefallen uns. Und zu heiligem Zorn haben ja die Frauen in der Schweiz, wo man sie vom Stimmrecht ausschliesst, allen Grund. Aber sie soll es nur einmal probieren, die von gerechtem Zorn erfüllte Frau, nicht gerade zu schimpfen, aber wenigstens diesen unhaltbaren Zustand zu kritisieren. Da wird sich schnell ein Politiker finden, der sie schulmeistert. Wenn die Basler Frau findet (und es in einer Eingabe der Frauenzentrale ausdrücklich festhält), es würde von staatsmännischem Weitblick zeugen, wenn ein zukünftiger vereinigter Kanton Basel das Frauenstimmrecht hätte, so wird ihr bedeutet, sie könne nicht realpolitisch denken. Wagt unsere Frauenstimmrechtsseite zu bemerken (im August 1962), die zürcherische Regierung müsse scheint's in Sachen neues Kirchengesetz auf einen geistig «chnorzigen» Stimmbürger Rücksicht nehmen, so hebt vor der Behandlung im Kantonsrat (Februar 1963) eine Zeitung den Mahnfinger: solche Apostrophierung sei zu unterlassen! Kritisiert am 1. Februar, an der Zürcher Kundgebung, Dr. Gertrud Heinzelmann den Bundesrat, weil er beim Eintrittsverfahren in den Europarat so leicht über das bei uns fehlende Frauenstimmrecht hinweggehen wollte, schon ist auch der Berichterstatter da, der solche Polemik beanstandet. Setzt sich Dr. Hulda Autenrieth in einem sachlich gehaltenen, aber halt kritischen — um Kritik kommen wir Frauen nun einmal nicht herum — Artikel (NZZ 13. Februar Morgenblatt) für die Theologinnen im Kanton Zürich zur Wehr, die nach dem neuen Kirchengesetz nur in Gemeinden mit mehr als einer Pfarrstelle wählbar sein sollen, prompt antwortet ihr Nationalrat Dr. Hermann Häberlin (NZZ 15. Februar I) in sehr viel weniger sachlicher Weise: 1. warum sie «für die wesentlichen Fortschritte», die die neuen Kirchengesetze dem Frauenstimmrecht brächten, kein anerkennendes Wort finde, und 2. was sie überhaupt wolle mit ihrer Kritik, denn «der Kantonsrat hat in diesem Punkt einstimmig und damit gewiss endgültig entschieden».

Ja, Untertanen haben eben zu schweigen.

Denn wenn der Kantonsrat (nur Männer) oder der Verfassungsrat (nur Männer), der Stadt- oder der Nationalrat (immer nur Männer) entschieden haben, was soll uns Frauen da noch übrigbleiben, als zu schweigen? Und doch dürfen wir nicht schweigen. «Demokratie ist Diskussion», hat ein grosser Mann gesagt. An dieser Diskussion wenigstens wollen wir teilnehmen, auch wenn wir das demokratische Recht, zu stimmen und zu wählen, noch nicht haben. Eingaben der Frauenorganisationen an die Behörden, eigene öffentliche Veranstaltungen, die Frauenpresse (schätzen wir unser Schweizer Frauenblatt auch genug?) sind Möglichkeiten, uns am demokratischen Gespräch zu beteiligen. Auch die Tageszeitungen sind uns nicht alle hermetisch verschlossen. Nicht jede Zeitung will das Frauenstimmrecht einfach totschweigen. Aber vielleicht melden wir selbst uns zu wenig zum Wort? Schicken die Frauenorganisationen ihre Eingaben an die Behörden immer auch an die Presse? Die Neue Zürcher Zeitung hat eine Eingabe von Zürcher Frauenorganisationen (sie betraf das neue Zürcher Kirchengesetz) vollinhaltlich veröffentlicht. Andere Zeitungen würden diesem Beispiel vielleicht folgen, wenn sie solche Eingaben von Frauen erhielten. Sicher: wir brauchen dafür Redaktoren, die unserer Sache wohlwollen, aber es gibt sie. Und so bestehen sogar für uns Frauen in der Männerdemokratie Möglichkeiten, wenn auch recht beschränkte, ein wenig — nein, nicht zu schimpfen — aber doch Kritik zu üben. Ohne Kritik aber, die das Alte, Verharzte auflockert, kämen wir nie zu etwas Neuem.

A. V.-T.

Welche Möglichkeiten zur Mitarbeit in der Oeffentlichkeit stehen der St.-Gallerin offen?

Neue Möglichkeiten zur Mitarbeit sind der St.-Gallerin durch die Mehrheit der Männer am 2./3. Februar verwehrt worden. Einige bescheidene Möglichkeiten besitzt sie schon. Welcher Art sie sind, entnehmen wir den Ausführungen von pk im «St.-Galler Tagblatt» vom 23. Januar 1963:

«Eine Mitarbeit von Frauen in Schulbehörden gibt es im Kanton St. Gallen bereits seit dem Jahre 1865. Allerdings handelt es sich hierbei um spezielle Frauenkommissionen, die vor allem den Handarbeits- und später auch den Hauswirtschaftsunterricht zu beaufsichtigen hatten. Im alten Erziehungsgesetz von 1865 hiess es: «Wo die Verhältnisse es möglich machen, hat der Schulrat sachverständige Frauenspersonen zu ernennen ...» In der Verordnung über das Arbeitsschulwesen vom Jahre 1898 wurde dann die Bestellung von Frauenkommissionen für alle Schulgemeinden verlangt.

Im neuen Erziehungsgesetz von 1952 wurde die Mitarbeit der Frauenkommissionen auf Fragen der Erziehung, der Schulhygiene und der Schulfürsorge ausgedehnt, jedoch ohne Kompetenzerweiterung. Das heisst, die Frauenkommissionen haben nur das Recht, Anträge an den Schulrat zu stellen. Von der Möglichkeit, Mitglieder der Frauenkommissionen zur übrigen Schulaufsicht beizuziehen, wie das im Erziehungsgesetz auch vorgesehen ist, wird unseres Wissens nur sehr sparsamer Gebrauch gemacht. Immerhin wurde im Jahre 1954, auf Initiative des damaligen Chefs des Erziehungsdepartements, je eine Frau in die Aufsichtskommissionen des kantonalen Lehrerseminars, der Gymnasialabteilung und der höheren Handelsschulabteilung der Kantonsschule gewählt. Diese Frauen haben, gleich wie die männlichen Mitglieder der Aufsichtskommissionen der höheren Schulen des Kantons St. Gallen, keine Verwaltungskompetenzen. Diese stehen nur dem Erziehungsrat zu. Aber sie machen, wie die Mitglieder der Frauenkommissionen, Schulbesuche und wohnen den Examen bei. Für die Lehrerwahlen können sie Anträge an den Erziehungsrat stellen.

Mit dem Fortbildungsschulgesetz wurde 1945 ein neuer Schultypus geschaffen. Bis dahin waren Fortbildungsschulen ja nicht obligatorisch. Die neue Schule brachte auch einen neuen Behördentypus mit sich. Die Fortbildungsschulkommissionen sind zwar auch Subkommissionen des Schulrates und werden in der Regel von einem Schulrat präsidiert, aber ihre Kompetenzen gehen weiter als jene der Aufsichts- und Frauenkommissionen. Sie sind nicht nur Aufsichts-, sondern zugleich Verwaltungs- und Wahlbehörde. Da den Fortbildungsschulkommissionen der hauswirtschaftlichen Richtung laut Gesetz auch Frauen angehören müssen, haben rundherum im Kanton schon einige Frauen in den letzten 15 Jahren Erfahrungen sammeln können, wie es ist, wenn man nicht nur beratendes, sondern auch beschliessendes Mitglied einer solchen Behörde ist. Bisher ist man offenbar mit diesen gemischten Kommissionen zufrieden gewesen ...»

Wir Männer entscheiden! Kein Frauenstimmrecht, aber ...

Unter diesem Motto wurde im Kanton St. Gallen die Kampagne für die Verfassungsänderung betreffend die Wählbarkeit von Frauen in Schul- und Gerichtsbehörden geführt. Die Annahme wurde von allen Parteien empfohlen. Die Frauenzentrale hatte nach einer gut besuchten Versammlung ein befürwortendes Communiqué an alle Zeitungen des Kantons gesandt. Das Resultat: 26 122 Nein und 20 617 Ja, so abgestimmt am 3. Februar des Jahres des Heils (oder Unheils?) 1963. Die Mehrzahl der Männer im Kanton St. Gallen will also von der Mitarbeit von Frauen überhaupt nichts wissen, auch nicht in Fragen der Erziehung. Es hiess zwar, viele Stimmbürger hätten nicht begriffen, genau worum es sich handelte. Sie hätten geglaubt, sie stimmen mit Ja für die Einführung des Frauenstimmrechts. Wenn dem so ist, so muss die Achtung vor dem Souverän bei denkenden Untertaninnen noch mehr schwinden, als dies bereits der Fall ist.

Das Resultat ist immerhin nicht so negativ wie dasjenige vom 1. Februar 1959, welches im Kanton St. Gallen die Verwerfung der Vorlage betreffend Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in eidgenössischen Angelegenheiten mit 51 912 Nein gegen 12 436 Ja brachte. Damals nahm keine einzige Gemeinde an, diesmal immerhin die Stadt St. Gallen und neun weitere Gemeinden.

Bei dieser Vorlage handelte es sich in der Tat nicht um die Einführung des Frauenstimmrechts. Ist es aber nicht demütigend, dass dies betont wurde? Damit stempelt man die heute in der ganzen westlichen Welt selbstverständliche Einrichtung der demokratischen Rechte für alle Erwachsenen als eine schlimme Sache, vor der ehrbare Bürger zurückschrecken müssen. Gewiss, die einen, vor allem die tätigen Politiker, bejahen ehrlich die Schaffung von Möglichkeiten, Frauen in einzelnen Gebieten zur Mitarbeit heranzuziehen. Sie sehen darin einen ersten Schritt in Richtung politische Frauenrechte. Die Annahme einer solchen Vorlage wie die sanktgallische könnte der Beginn einer Entwicklung zum Frauenstimmrecht hin sein. Als Beispiel diene der Kanton Waadt. Dort waren schon vor dem Ersten Weltkrieg Frauen in Schulräte wählbar. Zur Zeit der Einführung des Frauenstimmrechts waren Frauen in allen möglichen Kommissionen und Aemtern sowie als Richterinnen tätig. Der Schritt zum vollen Frauenstimmrecht auf kantonalem Boden und für alle Gemeinden war somit nur ein kleiner letzter Schritt. Als Gegenbeispiel diene der Kanton Luzern. Dort wirken obligatorisch mindestens zwei Frauen in jedem Schulrat mit. Trotzdem wurde in diesem Kanton im Jahre 1961 eine Vorlage mit überwältigendem Mehr verworfen, welche den Gemeinden die Kompetenz zur Einführung des Frauenstimmrechtes für ihre Angelegenheiten hätte geben sollen. Vergleiche mit anderen Kantonen wurden aber in der St.Galler Kampagne nicht angestellt. Diese seien, wenn es um St.-Galler Angelegenheiten geht, gleichsam Ausland. Sind die welschschweizerischen Kantone in der Psyche der St. Galler wohl gar überseeische Gebiete! Jedenfalls wird die Kluft zwischen dem frauenfreundlichen Westen und dem frauenfeindlichen Osten unseres Landes immer grösser. Dass auch der Kanton St. Gallen zu Europa gehört und die Schweiz durch den bevorstehenden Beitritt zum Europarat sich verpflichten wird, die Menschenrechte und somit auch das Frauenstimmrecht zu verwirklichen, geht wohl gänzlich über den Horizont des Durchschnitt-St.-Gallers.

Praktisch gesehen hätte die Annahme dieser Vorlage vermutlich keine grosse Umwälzung gebracht. In einigen grösseren Gemeinden wären vielleicht, aber nicht sicher, vereinzelt Frauen als Kandidatinnen für den Schulrat aufgestellt worden, hat man doch grosse Mühe, heute Männer zu finden, welche sich dieser Aufgabe unterziehen und Zeit erübrigen können, Schulbesuche zu machen. Da aber die Männer und zwar das sogenannte Volk und nicht die Regierung die Schulräte wählen, hätte es ähnlich gehen können wie im Kanton Zürich und vor allem im Kanton Luzern. Dort lassen sich Gegnerinnen des Frauenstimmrechtes gern als Kandidatinnen aufstellen; und sie werden gewählt ... von den Männern, versteht sich. Diese Gegnerinnen des Frauenstimmrechtes sind aber meist nicht Frauen, welche durch Mitarbeit in den Frauenorganisationen die demokratischen Spielregeln und die Wünsche der Frauen kennen.

Wie sehr wurde uns im Jahre 1959 der Weg von unten empfohlen! Er ist aber kein Weg zum Ziel, sondern eine Sackgasse. Beim Versuch, solche Teillösungen einzuführen, können die wichtigsten Argumente für das Frauenstimmrecht gar nicht ins Feld geführt werden, nämlich die Forderung nach Gerechtigkeit, die Verwirklichung einer echten Demokratie und der Menschenrechte.

Es ist schwer zu beurteilen, ob das St.-Galler Resultat positiv oder im Gegenteil viel schlechter ausgefallen wäre, wenn weniger an das Herrentum appelliert und dafür mehr auf die Notwendigkeit der harmonischen Zusammenarbeit von Mann und Frau, auch in öffentlichen Angelegenheiten, hingewiesen worden wäre.

Ja: Die Männer haben entschieden ... und sie haben versagt!!

L. R.

Rückblick auf den 1. Februar

Sektion Aargau

Um den auswärtigen Mitgliedern den Besuch zu ermöglichen, wurde die Veranstaltung zum Frauenstimmrechtstag am Nachmittag des 2. Februars durchgeführt. Nach den einleitenden Worten der Präsidentin, Dora Joho, sprach Marie Meuli, pens. Lehrerin, über «Das Werden und Wachsen unserer vielgestaltigen Eidgenossenschaft». Ihre überaus klaren Ausführungen fanden grossen Beifall, und man wünschte allgemein eine Fortsetzung dieser Geschichtsstunde bis zur Neuzeit und damit besseres Verständnis für die staatlichen Einrichtungen, zu denen hoffentlich bald auch das Frauenstimmrecht gehören wird. ao.

Basel

Das Charakteristische des diesjährigen Fackelzuges waren die vielen Spruchbänder und Schriftplakate, die mitgetragen wurden. Wir bringen an anderer Stelle dieser Seite ein paar Kostproben dieser «Slogans». Trotz der klirrenden Kälte hatten sich erstaunlich viele Frauen, Männer und junge Leute eingefunden, um für das Frauenstimmrecht zu demonstrieren. Zwar fehlte diesmal die Musik (sie hätte aber bei der Kälte gar nicht spielen können), dafür «sprach» der Zug durch seine Plakate. Maria Aebersold und Annelies Villard wiesen in kurzen Ansprachen auf dem Münsterplatz, bei brennenden Fackeln, darauf hin, dass jetzt, mit dem Eintritt der Schweiz in den Europarat, der Zeitpunkt für eine Abstimmung besonders günstig sei und dass in Basel eine Frauenstimmrechtsvorlage seit 6 Jahren nur darauf warte, den Stimmbürgern unterbreitet zu werden.

Biel (deutsch)

Am 1. Februar hörten sich im Rathaussaale Biel etwa 40 Mitglieder unseres Vereins und des Groupe féministe romand einen Vortrag von Herrn Dr. Ryffel, Rektor des Gymnasiums Biel, über das sehr aktuelle Thema an: «Nachdenkliches zur militärpolitischen Weltlage.» Anhand von Karten und Lichtbildern führte uns Herr Dr. Ryffel auf jenen 38. Breitengrad, wo neben den Fahnen der andern in der neutralen Ueberwachungskommission tätigen Nationen die Schweizer Fahne als greifbares Zeichen dafür flattert, dass unsere Neutralität weiterhin sinnvoll und notwendig ist; schafft sie doch für unsere Mitarbeiter Vertrauen und ermöglicht ihnen, dank ihrem Einfühlungsvermögen in die Haltung und die Probleme feindlicher Brüder, vermittelnd zu wirken und dem Frieden zu dienen. War das nicht eine würdige Gedenkstunde für zukünftige vollberechtigte Schweizer Bürgerinnen?

M. L.

Locarno, deutsche Sektion

Der Anlass war gut besucht. Es kamen Damen und Herren, die man sonst nicht an den Veranstaltungen der Sektion sieht. Das Referat von Mina Weber über «Der Beitritt der Schweiz zum Europarat und das Frauenstimmrecht» wurde sehr gut aufgenommen. Die Referentin hat bereis eine Einladung bekommen, mit Mittelschülern das Thema zu diskutieren. Der musikalische Rahmen (Frau I. Hoffmann, Violine, Frau Häberli, Klavier) war hervorragend.

Schaffhausen

Eine Gruppe Schaffhauserinnen fuhr an die Veranstaltung der Winterthurerinnen.

Solothurn

Frau Irmg. Rimondini-Schnitter aus Basel berichtete uns in sehr lebendiger Weise in einem Vortrag über den Beitrag der Frau am Aufbau des Staates Israel. Ihre Ausführungen wurden durch Vorführung farbenprächtiger Dias bereichert.

E. K.

Tessin, kantonaler Verband

Sonntag, den 3. Februar, veranstaltete der Tessiner Frauenstimmrechtsverband eine Diskussion am runden Tisch, mit dem Thema «Für und Wider das Frauenstimmrecht». Dazu wurden in erster Linie junge Nichtmitglieder eingeladen. Die Diskussion war recht lebhaft, aber die jungen Mädchen erwiesen sich alle als eifrige Verfechterinnen der politischen Gleichstellung der Frau, und die erhofften Gegnerinnen haben sich nicht gemeldet. Frau Bacciarini, welche die Diskussion in vorbildlicher Weise leitete, griff deshalb die bekannten Gegenargumente auf und stellte sie zur Diskussion. Diese Veranstaltung sowie die vorherige Jahresversammlung des kantonalen Verbandes und diejenige der Sektion Lugano waren sehr gut besucht.

E. D.

Thun

Die Sektion Thun des Schweiz. Frauenstimmrechtsverbandes veranstaltete gemeinsam mit der freisinnigen Frauengruppe einen Vortrag über: «Solidarität unter Frauen», gehalten von Frau Dr. Weder-Greiner. Trotz ungünstigem Tag und beissender Kälte erschienen sehr viele Frauen, gedachten zuerst des 1. Februars, der den Waadtländerinnen den 1. Sieg und uns andern die eidgenössische Niederlage brachte, und dann lauschten alle gebannt den eindrücklichen, vielseitigen Ausführungen der gewandten Rednerin, die bald mit tiefem Ernst, bald voll goldenen Humors sicher jede Zuhörerin irgendwie persönlich ansprach. Manch einsichtiges Gespräch entspann sich in der darauf folgenden gemütlichen halben Stunde, und einige bisher Fernstehende erklärten spontan ihren Eintritt in den Frauenstimmrechtsverein Thun.

Th. G.

Waadt

Die fünf Sektionen in der Waadt veranstalteten in Lausanne ein gemeinsames Souper, um ihr vierjähriges Stimmrecht zu feiern. Anschliesend referierten Georges Thélin, Genf, und Eric Descoeudres, Basel, zum Thema «Wie kommen wir zur Gleichberechtigung in der Eidgenossenschaft?».

Winterthur

Eine beachtliche Anzahl Frauen und Männer trafen sich anlässlich des Schweiz. Frauenstimmrechtstages im Restaurant Wartmann. Als Gäste war eine Gruppe Schaffhauser Stimmrechtlerinnen anwesend. In drei Kurzreferaten wurde unsere Forderung nach politischer Gleichberechtigung begründet und der Hoffnung Ausdruck verliehen, dass endlich ein wesentlicher Schritt vorwärts getan werden möge. Jedes der drei Referate stellte das Problem aus einem andern Gesichtswinkel heraus dar, nämlich aus demjenigen der Hausfrau, der berufstätigen Frau und aus der Perspektive eines Mannes.

Im zweiten Teil unterhielt das Cabaret Seen die Gäste in angriffiger, erfrischender Weise ausgezeichnet.

Zürich

Im grossen Börsensaal sprach Prof. Dr. theol. Arthur Rich unter dem herausfordernden Titel «Die Frau soll nicht schweigen in der Gemeinde» (ein Auszug aus diesem Referat erschien im Frauenblatt vom 15. Februar) und anschliessend Dr. Gertrud Heinzelmann über «Frauenrechte und Europarat». Anschliessend bewegte sich der Fackelzug (es waren nicht wenige Männer dabei) von den Bürklianlagen durch die Stadt zum Lindenhof hinauf. Bereits fünfmal haben die Zürcherinnen nun einen Fackelzug veranstaltet. Das erstemal schon vor der Abstimmung vom 1. Februar 1959.

«Slogans» vom Basler Fackelzug

(aus den über 20 Schriftplakaten)

Zweierlei Recht = Unrecht

Wir arbeiten mit — denken mit — zahlen mit. Wir wollen auch mitbestimmen.

Gleichberechtigung aller Erwachsenen, das verlangt die Gerechtigkeit, die Demokratie, die Bundesverfassung Art. 4.

Wer den Frauen das Stimmrecht verweigert, erniedrigt sich und die Frauen.

Ohne Frauenstimmrecht keine Demokratie.

Demokratie für alle!

BV Art. 4: Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich!??

Basler Stimmbürger! Wir vertrauen darauf, dass Basel nicht hinter der Waadt, Genf, Neuenburg zurückbleibt.

Kantonales Stimmrecht auch den Basler Frauen.

Frauenstimmrechtsinitiative von 1957 — 5000 Männer haben unterzeichnet. Wann kommt die Abstimmung??

Unsere Frauenstimmrechtsinitiative wartet seit 6 Jahren!

(Karte vom Europarat in Farben, Schweiz weiss ausgespart) Text: Europarat — Schweiz allein ohne Frauenstimmrecht.

Die Schweiz verlangt Gleichberechtigung im Europarat. — Auch wir Frauen verlangen Gleichberechtigung bei uns.

Warum kann die «älteste Demokratie» die europäische Menschenrechtskonvention nicht unterschreiben?

Stimmrecht ein Menschenrecht — Also den Frauen das Stimmrecht!

Ausgedacht und aufgemalt von R. K.

Ein Bravo folgenden St.-Galler Gemeinden:

Folgende St.-Galler Gemeinden haben sich für die Wählbarkeit von Frauen ausgesprochen: St. Gallen, Rorschach, Rebstein, Buchs, Bad Ragaz, Rapperswil, Ebnat, Kappel, Oberuzwil und Henau. — Leider nützt die Gutwilligkeit der Mehrheit der Männer dieser Gemeinden den St.-Galler Frauen nichts, weil es sich ja um eine kantonale Vorlage handelte und diese 10 Gemeinden im ganzen (St. Gallen zählt 91 politische Gemeinden) eine nur kleine Minderheit sind.

Wir haben Sorgen um unser Kind...

Alle Eltern haben zuzeiten Sorgen um ihre Kinder, schwerere oder geringfügigere, ernstzunehmende oder aufgebauschte, und wenn es keine wirklichen Sorgen sind, gibt es in der Entwicklung jedes Menschen genug Anlass, sich bestimmte Sorgen zu machen. Aber es gibt eine Sorge und ein Leid, das geht über jedes menschliche Mass hinaus, das reicht in Hintergründe, in die wir auch mit einer hochentwickelten Verständnisfähigkeit nie dringen werden. Es ist das Leid um ein Kind, das körperlich oder geistig nicht normal ist. Solches Leid ist mit keinem anderen Leid auf der Welt zu vergleichen. Da hört alles Fragen, alles Reden, alles Trösten auf. Wen es angeht, dem fallen die Hände in den Schoss, und wer es mitansieht, der verstummt und wendet seinen Blick ab, denn dies gehört zu den grossen, unbegreiflichen Schicksalsschlägen, die das Leben für manche von uns Menschen bereithält. Alles Fragen, alles Verstehen- und Wissenwollen, jedes Warum, Weshalb, Wozu hört hier auf. Für solche Lebensrätsel gibt es keine Antwort, keine Lösung, keine Erklärung, keinen Trost. Wer davon betroffen wird, kann nicht weiterleben wie zuvor. Sein Weltbild muss sich ändern. Es hat die tiefgreifendsten Folgen auf sein persönliches, sein soziales, vielleicht sein wirtschaftliches, sicher aber sein religiöses Leben. Eine konventionelle Lebensanschauung (z. B. «tue recht und scheue niemand») oder auch die überlieferte Religiosität eines Alltagschristen reichen hier nicht mehr aus. Da geht es um ganz andere Fragen, um Fragen, die den tiefsten Grund des menschlichen Seins aufschürfen, die an das Tor der Schicksalsmächte klopfen und um Antwort betteln, um eine Antwort, die glatt verweigert wird. Hier beginnt der Mensch unter Tränen seine armselige Kreatürlichkeit zu begreifen, hier geht ihm die Ahnung auf, welch ein zerbrechliches, ewig gefährdetes Wesen er ist, ausgeliefert und einsam, völlig machtlos dort, wo es um die Grundlagen seiner Existenz geht. Seine eigene körperliche und geistige Normalität oder Anormalität und die seiner Kinder hat er einfach hinzunehmen, kein Mitspracherecht ist ihm gestattet, nichts. Und sein von Geburt aus körperlich oder geistig behindertes Kind muss er in sein Leben hineinnehmen, muss es annehmen, aufnehmen, und ihm seinen rechtmässigen Platz zuweisen. Kann eine solche, fast unmenschliche und übermenschliche Aufgabe gemeistert werden? Und wie? Mütter von behinderten Kindern haben für das Frauenblatt von ihrem eigenen schweren Erleben geschrieben, ehrlich, sich und uns nicht schonend. Und wir, die wir aus unbegreiflichen Gründen heil davongekommen sind, danken ihnen dafür. Das ist alles, was wir sagen können, vor diesem Herzeleid verstummen wir, vor diesem Kummer neigen sich unsere Stirnen. *RST*

Froh, wenn die Mitmenschen kein Mitleid zeigen

Hätte ich damals, nach der Geburt unserer Barbara, gewusst oder geahnt, wieviel, wie unendlich viel Schönes gerade durch ihr Gebrechen in unsere Ehe und Familie gekommen ist, ich hätte nicht so oft geweint. Ich weinte nicht, weil ich mich auflehnte gegen Gott; aber weil ich so unendlich traurig war und weil ich meinte, mein Kind werde nun sein Leben lang unglücklich sein, weil es zwei anormale Händchen habe. Aber schon in den ersten Tagen spürte ich etwas von dem Segen, den ein solches Kind mitbringt. Barbara ist unser ältestes Kind. Kleine Reibereien in der Ehe hörten immer mehr auf, weil nun etwas viel wichtigeres in unser Leben getreten war: Wir wollten Barbara helfen, glücklich zu werden und auch andere glücklich zu machen. Schon mit anderthalb Jahren bekam das Kind vom Vati sein erstes Löffeli mit einer Manschette. Da mein Mann sehr geschickt ist, kann er alle Hilfsmittel selber machen: Essbesteck, Bleistifthalter mit Manschette, Fülli-Halter, zum Zeichnen eine überzogene Eisenplatte mit Magneten, die auf die Zeichnung gelegt werden, damit sie nicht rutscht. Momentan «klügeln» mein Mann und unser Velohändler an Verbesserungen herum, damit auch Barbara — ohne sich einer grössern Gefahr auszusetzen als die andern — velofahren kann. Dass man als Eltern versucht, wenigstens diese äussern Schwierigkeiten zu beheben, dünkt mich wichtig; aber ebenso wichtig ist es, einem solchen Kind über seine inneren Schwierigkeiten hinweg zu helfen, und dies geschieht nicht, indem wir es verwöhnen und ihm alles, was ihm Mühe macht, abnehmen. Wir müssen es erziehen, wie wir unsere andern Kinder erziehen; nur ist es ganz besonders wichtig, dass die Atmosphäre im Elternhaus gelöst und fröhlich ist, dass wir immer da sind, wenn unser Kind uns braucht. Unsere Barbara ist gottlob ein quicklebendiges und auch intelligentes Kind. Dies macht natürlich vieles weniger schwer, da es auch in seiner Berufswahl nicht von der Fertigkeit seiner Hände abhängig sein wird. Uebrigens ist es sehr, sehr geschickt mit seinen Händchen. Es zeichnet und modelliert gut, hat eine der schönsten Schriften seiner Klasse, strickt mit 4 Nadeln, obwohl es die einzelnen Nadeln ja nicht richtig festhalten kann; es klemmt sie unter den Arm. Ich bin so dankbar, dass seine Arbeitsschullehrerin so viel Verständnis und Liebe hat. Während seine Mitschülerinnen nun ein Unterröckchen von Hand «sticheln», darf es bereits lernen, auf der Nähmaschine zu nähen. Auf der andern Seite lässt sie es ruhig an einer Arbeit länger «chnüble», weil sie weiss, dass es Ausdauer hat und nicht sofort aufgibt. Ueberhaupt ist man froh, wenn die Mitmenschen Barbara einfach natürlich annehmen und kein Mitleid zeigen. Neugierige Fragen und unbedachte Aeusserungen haben mir früher oft zu schaffen gemacht. Bis jetzt glauben wir wirklich, dass Barbara nicht leidet wegen ihrer Händchen. Sicher werden aber dunklere Zeiten kommen während der Pubertät; aber wir wollen hoffen, dass ihm auch dann der liebe Gott durchhelfen wird. Solche Kinder sollten ganz besonders zum richtigen «Gott-Vertrauen» hingeführt werden.

In der Gemeinschaft mit seinesgleichen

Unser Sohn war von Geburt an sehr stark sehbehindert. Dieses Leiden hat sich trotz jahrelanger ärztlicher Behandlung und Klinikaufenthalt noch verschlimmert, so dass ein Besuch der Normalschule gar nicht in Frage kam.

Nach Erreichung des schulpflichtigen Alters wurde er in die Blindenschule Spiez (jetzt in Zollikofen) aufgenommen und hat nun neun Schuljahre absolviert mit Primar- und Sekundarschulpensum. Immer wieder wurde an uns Eltern die Frage gerichtet: Warum muss das Kind in einem Heim aufwachsen? Erwächst daraus nicht eine Entfremdung zum Elternhaus? Warum nicht Tagesschule?

Als unser Sohn in das schulpflichtige Alter kam, gab es keine andere Möglichkeit, weil eine Tagesschule für blinde Kinder in der nähern Umgebung unseres Wohnsitzes gar nicht vorhanden war. Heute sagen wir, zum Glück war sie nicht vorhanden, denn wir hätten ihn bestimmt dorthin zur Schule geschickt, um ihn jeden Abend zu Hause zu haben. Warum zum Glück? Weil wir uns inzwischen überzeugen konnten, dass es zu seinem Besten war und dass unser Sohn so zu einem fröhlichen, unbeschwerten, selbständigen jungen Menschen heranwächst. Er hat in der Gemeinschaft mit seinesgleichen eine glückliche und frohe Schulzeit erlebt, er konnte sich in der Schule, im alltäglichen Leben, in Sport und Spiel mit seinesgleichen messen und musste nicht die bitteren Pillen des Zurückstehens, des Nichtmitmachenkönnens, des Gehänselt- und Ausgelachtwerdens schlucken. Er konnte in eine Schule gehen, die mit vielen, vielen Hilfsmitteln auf seine Bedürfnisse angepasst ist, in welcher Heimleitung, Lehrer und Lehrerinnen seinem Gebrechen entsprechend Unterricht erteilen und ihn zum selbständigen Arbeiten erziehen. Er ist sich seines Gebrechens gar nicht bewusst, ein Jammern oder Auflehnen gegen sein Geschick kommt nie in Frage. Er hat ein Ziel vor sich, eine gute berufliche Ausbildung, das er mit frohem Mute zu erreichen versucht, und wir Eltern haben keine Angst, dass er im Leben seinen Mann nicht stellen kann und wird.

Eine Entfremdung zum Elternhaus ist nie eingetreten. Wie freut er sich und wie freuen wir uns jeweilen auf sein Heimkommen in den Ferien und an den Festtagen, auf unsere Besuche bei ihm im Heim. Wie sind die Beziehungen zwischen ihm und uns Eltern und seinem Schwesterchen allerherzlichst, wie erzählt er uns von seiner Schule, seinem Heim und seinen Erlebnissen und wir ihm von unseren Begebenheiten. Ja, unser Zusammensein ist jeweils ein Fest, ein ganz besonders schönes, nicht alltägliches Erlebnis, das die innigen Bindungen ans Elternhaus von Mal zu Mal noch festigt.

Wir möchten jedem Vater und jeder Mutter, die in ähnlicher Situation stehen, sehr anraten, ihr Kind nicht in allzugrosser Liebe und aus Mitleid zu Hause zu behalten, sondern es in einem Schulheim das nötige Wissen und Können holen lassen. Es ist dort gut aufgehoben.

Schwachsinn ist eine Krankheit und keine Schande

Ursula ist vor zehn Jahren geboren. Ihre Mutter machte in den ersten Schwangerschaftsmonaten die Röteln durch. So erklärt der Arzt den angeborenen Schwachsinn. Sie verlebte ihr erstes Lebensjahr im Kinderspital in schwersten Erkrankungen. Ihre Ernährung und Pflege verlangte einen Einsatz, der fast über die Kräfte ging. Dies dauerte jahrelang und war eine grosse seelische Belastung für die ganze Familie. Ursula lernte erst Jahre später gehen. Mit 6 Jahren konnte sie nicht selbst essen, sie konnte nur wenige Worte sprechen und hörte kaum auf ihren Namen. Wenn ihre Pflege nicht in ganz demselben täglichen Ablauf vor sich ging, z. B. wenn der Brei nicht vor ihren Augen mit Zucker gesüsst wurde, schrie sie und verweigerte die Fütterung. Ursulas Anwesenheit isolierte die ganze Familie, denn ihr Schreien machte jeden Besuch unmöglich, ihre Pflege füllte den Tag aus. Ursula lernte auch nicht sauber zu sein, niemand brachte es fertig, ihr die Zähne zu putzen, das tägliche Kämmen ihrer schönen gelockten Haare war eine Nervenprobe, denn sie schrie durchdringend dabei.

Die einzige Möglichkeit der Kontaktnahme mit diesem Kind war die Musik. Wenn nichts Ursula beruhigen konnte und ihr andauerndes Schreien in hohen Tönen unterbrechen konnte, so war es ein Lied, das ihr die Mutter vorsang. Und wenn Ursula jegliche Nahrung verweigerte und den Mund fest zupresste, so vermochte ein Lied ihre Starrheit zu lösen und liess sie horchen. Wenn sie auch kaum sprechen konnte, so konnte sie bald ein wenig singen. Die Mutter begann eine Liedstrophe, Ursula sang den Reim schon nach einigen Versuchen, und ihr Gesichtchen verlor den gespannten und kläglichen Ausdruck. Die Mutter sang «S'isch mer alles ei . . .» — «Ding» sang Ursula. Die Mutter «Ob i lach oder . . .» — Ursula «sing». Und so ging es weiter. Ursula verlangte immer mehr Lieder (auch wenn sie nicht sprechen konnte — welche Mutter verstünde nicht auch ein solches Kind?). Als die schweizerdeutschen und hochdeutschen zu Ende waren, ging es an die französischen und später «L'inverno è passato, l'aprile non c'è più» — «Du liebe Papa Wu» sang Ursula. Dann wurde das Radio entdeckt, und Ursula wollte stundenlang Radio hören, auch wenn es nur ein Gespräch war, das sie ja nicht verstand. Auch dieses Radiohören wurde für die Familie zur Nervenbelastung, denn wenn Ursulas Wille nicht erhört wurde, kam das nervenpeinigende Geschrei.

Ursula hatte ein grosses Interesse für Kinder und fremde Leute. Sie behielt den Namen jedes Handwerkers, der ins Haus kam. Ihr täglicher Spaziergang sollte immer denselben Weg am Schulhaus vorbei führen. Wollte man die Richtung ändern, so gab es Geschrei, das eine halbe Stunde andauern konnte. Dieses Geschrei dirigierte die ganze Familie; denn niemand war den hohen Tönen auf die Dauer gewachsen und musste den Widerstand aufgeben. Ursulas Verbleiben in einer Familie mit vier Kindern wurde so belastend, dass ein Ausweg gefunden werden musste.

Mit sechseinhalb Jahren kam dieses schwierige und geistig auf der untersten Stufe stehende Kind zum erstenmal in ein Kinderheim. Es gab bei der Ankunft im Kinderheim sofort seiner Freude Ausdruck und wünschte dort zu bleiben. Welcher Trost für die Mutter, die diesem Augenblick mit Bangen entgegengegangen war! Seitdem sind dreieinhalb Jahre vergangen. Ursula musste zweimal das Kinderheim wechseln, was sie ohne Schaden überstand. Sie ist nun ein wohlgekämmtes, sauberes kleines Mädchen, mit dem man sich unterhalten, das seiner Freude Ausdruck geben kann. Sie hat viele der schlechten Gewohnheiten abgelegt (es gibt keine verfilzten Pulloverärmel vom Saugen mehr), sie kann manierlich allein essen, kann sich fast ganz allein anziehen, sie kann allein auf die Toilette gehen. Sie kann Lieder singen und kennt z. B. die meisten Weihnachtslieder auswendig. In den Ferien kommt sie jeweils mit Freude nach Hause, und mit Freude kehrt sie wieder ins Kinderheim zurück. Ihr Aufenthalt zu Hause ist jedesmal weniger mühsam und das Verhältnis zu den Geschwistern ein herzliches. Ursula kann von Herzen lachen und die ganze Familie lacht über ihre Spässe. Sie erzählt jedesmal etwas Neues. Das letzte Mal war es die Vertreibung aus dem Paradies, die sie beschäftigte. Im Kinderheim hatte es eine Aufführung darüber gegeben. Ursula erzählte: «Aber de Adam het de Oepfel nid welle ässe, er isch gar nid fein gsi und de Adam het en ufe Teppich grüert».

Wenn Ursula in die Ferien nach Hause kommt, muss sie mit der Mutter eine grosse Bahnreise machen. Ursula hat ihre Freude an fremden Leuten beibehalten, und so möchte sie mit jedem Kontakt aufnehmen, der ihr begegnet. Die Kinder möchte sie herzlich begrüssen und am liebsten umarmen. Sie hat noch nicht gelernt, Distanz zu halten. Aber da ist unsere Umwelt, die nicht mit Behinderten umzugehen weiss. Sie reagiert mit Verlegenheit, mit Unbehagen oder mit aufdringlicher Neugier. Wir Mütter sind uns das längst gewohnt. Wir wissen, dass die wenigsten uns verletzen wollen. Wir lächeln darüber, dass im Eisenbahnzug die Mütter wohlgefällig auf ihre gesunden Kinder blicken und sie strahlend auf den Schoss nehmen, uns aber mitleidig anblicken oder sich gar mit ihren wohlgenährten Kindern unbewusst brüsten. Es ist nicht böse gemeint, und es soll kein Vorwurf sein. Am schwersten ist das Mitleid! Es ist keine Hilfe und lässt uns am Anfang, wenn wir noch im inneren Kampfe stehen, die Haltung verlieren. Es gibt nur Natürlichkeit. Behandelt unsere behinderten Kinder mit Respekt, wie wenn sie vollwertige Glieder unserer Gesellschaft wären. Schenkt weder Neugier noch Mitleid, sondern überseht uns freundlich oder behandelt uns wie jeden andern. Und vermittelt euren heranwachsenden normalen Kindern die Kenntnis, dass Geistesschwäche eine Krankheit wie eine andere ist und keine Strafe oder Folge eines Elternfehlers! Es ist erfreulich, wie das Verständnis für die Geistesschwachen wächst und wie sich Behörden und Erzieher ihrer Bildung vermehrt annehmen. Dass es eigentlich keine «Bildungsunfähigen» gibt, sondern dass sie alle mehr oder weniger bildungsfähig sind, haben die Anstrengungen der letzten Jahre zur Genüge bewiesen. Die Mittel, die für die Erziehung unserer Sorgenkinder aufgewendet werden müssen, haben so sehr ihre Berechtigung wie die für die Erziehung Normaler. Es ist ein wichtiges Postulat, dass vermehrt Zentren für die Schulung und später Beschäftigung Behinderter, vor allem auch auf dem Lande, geschaffen werden.

Das Leben ist immer ein grosses Risiko

Unsere gebrechliche Tochter ist 22 Jahre alt und leidet an einer angeborenen zerebralen Lähmung. Sie ist stark gehbehindert, und die linke Hand kann sie nur sehr mühsam als Hilfshand gebrauchen. Alle Funktionen, auch die geistigen, sind erschwert und verlangsamt. Ein Versuch zur beruflichen Eingliederung blieb bis jetzt ohne Erfolg. Wir haben mit diesem Kind sehr viel Schönes erlebt, aber auch manchen Sturm zusammen durchgestanden.

Das Leben ist immer ein grosses Risiko. Wenn man eine Familie gründet, muss man den Mut und den guten Willen haben, auch schwere, unvorhergesehene Aufgaben zu übernehmen. Von dem Moment an, wo die Eltern gelernt haben, das gebrechliche Kind so anzunehmen, wie es ihnen gegeben wurde, und zu dieser Aufgabe ja zu sagen, ist alles nur noch halb so schlimm. Aber diese Einstellung kommt nicht von heute auf morgen. Die Eltern müssen untereinander, mit ihrem Kinde und allen Hilfskräften Geduld haben. Ich war von Natur sehr ungeduldig, unsere Tochter hat mich Geduld gelehrt. Erziehung ist immer eine Wechselwirkung. Ich habe durch unsere Kinder und gerade durch das gebrechliche Kind eine grosse Bereicherung erfahren dürfen. Das gebrechliche Kind kann erzieherisch auf die Geschwister sehr günstig einwirken. Die Eltern dürfen weder mit sich noch mit dem gebrechlichen Kind Mitleid haben. Sie sollten nicht nur sehen, was dem Kinde fehlt, was es missen muss, sondern immer wieder hinhorchen, wo seine Begabungen liegen und versuchen, diese Gaben zu entwickeln. Wir müssen uns aber auch Mühe geben, nicht etwas vom gebrechlichen Kinde zu fordern, was es nun einfach nicht erfüllen kann.

Unsere Tochter ist das Zentrum der engeren und weiteren Familie, wozu ich Grosseltern, Onkeln und Tanten zähle. Der achtzigjährigen Grossmutter bedeutet diese Enkelin sehr viel, denn beide haben einen langsameren Lebensrhythmus. Die Tochter gibt ihrem Lebensabend Sinn und Inhalt, nachdem sie das Kleinkind, mit welchem sie nicht glänzen konnte, lange eher abgelehnt hatte.

Es wird heute viel von Mitmenschlichkeit gesprochen. Unsere Gebrechlichen erfüllen eine wichtige Aufgabe in unserer raschen, oberflächlichen Zeit. Sie wecken in ihrer Umgebung die positiven menschlichen Anlagen und weisen auf die wirklichen Werte des Lebens hin. Durch unsere gebrechliche Tochter habe ich viele wertvolle, liebe Menschen kennengelernt.

Peter hat eben für alles Zeit

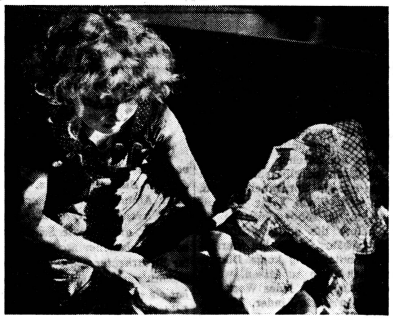
Peter ist's, dessen Abwesenheit von zu Hause ich am meisten spüre. Durch seine Unbeholfenheit und Kindlichkeit ist er mit 13 Jahren noch sehr abhängig von mir und wird deshalb von den Brüdern schlecht angenommen. Hätte er ein sichtbares Gebrechen, oder würden seine intellektuellen Fähigkeiten auch zum Besuch der Förderklasse nicht ausreichen, seine Brüder hätten vielleicht mehr Verständnis für seine Besonderheit. So aber ist er für sie ein Förderklässler, und sie schämen sich — sie, die Begabten, Aufgeweckten.

Bei den Erwachsenen gewinnt sich Peter die Herzen durch seine Offenheit. Man kann ihm nicht böse sein, wenn er naiv Dinge ausspricht, die andere gelernt haben zu verschweigen. Seitdem ich das bemerkt habe, sorge ich mich viel weniger um seine Zukunft.

Er ist's auch, der bemerkt, wenn mir etwas fehlt. Er hat Zeit dazu und das Gespür. Er hat eben für alles Zeit und wird dafür mit nichts fertig!

Ich atme auf, ja, wenn er in die Ferien geht. Die brüderlichen Reibereien hören dann auf. Da steht nicht ständig ein grosser Bub, der angespornt sein muss, die Dinge selbst — oder so — zu machen. Und doch fehlt mir dann sein warmherziges, liebes Wesen und ich freu' mich, bis er wieder kommt.

Abwartend beobachtet uns die zerebral gelähmte Puppenköchin: «Willst du meine verkrampften Hände anschauen oder ... wirst du mit mir spielen, wie ich so gerne möchte?» Die Frage ist, ob wir vom Gebrechen gebannt sind oder das Menschenkind zu erfassen vermögen



Wie auf dem Bild der kleinen epileptischen Puppenmutter gibt es im Leben der Behinderten Licht und Schatten. Jedes Gebrechen bringt mehr oder weniger grosse Schwierigkeiten mit sich. Zu deren Ueberwindung braucht es nicht nur den Einsatz von Eltern, Fachleuten, des Behinderten selbst, sondern auch wahrhafte Mitmenschlichkeit unsererseits

Mit welchem Eifer ist der kleine Schwerhörige bei seiner Leseübung! Gebrechliche Kinder erfassen oft erstaunlich schnell, worum es geht, und legen dann eine Ausdauer und einen Eifer an den Tag, die man bewundern muss

Die Frage, auf die es keine Antwort gibt

Am Tage, wo medizinischer und psychiatrischer Befund einerseits und eigene Einsicht anderseits, keinen Zweifel offen lassen, dass dein Kind debil ist, stürzt eine Welt zusammen. Deine Beziehungen zu den Mitmenschen, deine Ehe, dein Glaube, die Einstellung zu eigenen und fremden Kindern, alles wird mehr oder minder von diesem Einsturz berührt.

Du meidest den Umgang mit den Nachbarn, mit langjährigen Bekannten, selbst mit Angehörigen. Irgendwie empfindest du dein Kind als Schandfleck, als Versager deinerseits, «sie» brauchen es nicht zu wissen; ihre teilnehmende Neugier tut weh. Dein Verstand sagt dir, dass von Schande keine Rede sein kann, von Schuld schon gar nicht. Und gerade diese Schuldlosigkeit wird dir zur Last; der Schuld würde die Strafe folgen, und die Debilität deines Kindes wäre menschlich gesehen logisch; so ist sie sinnlos. Sinnlos geworden sind damit auch Werte, für die du von jung auf gekämpft hast: deine geistige und körperliche Gesundheit, deine Reinheit. Frau P., deren Lebenswandel nach bürgerlichen Regeln von jeher anfechtbar war, hat normale Kinder.

Und damit ist sie da, die Frage, auf die es keine Antwort gibt: Warum ist dein Kind debil? Der gerechte Gott? Der Gott der Liebe? Beten? Ausgeschlossen. Wohl dir, wenn du Freunde hast, für die Fürbitte kein leeres Wort ist.

Es folgen Wochen, Monate, vielleicht Jahre des verbissenen Ringens; die Niederlagen sind zahllos, die Siege an einer Hand aufzuzählen. Gestern hast du mehrmals mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen, bewusst, stumpfsinnig, bis der ganze Schädel brummt, um im äussern Schmerz den innern zu übertönen. Du fliehst vor dem quälenden Im-Kreis-Herumdenken in rastlose Arbeit, bis zur physischen Erschöpfung, die dir wenigstens zum Schlaf verhilft. Immer mehr schränkst du den Umgang mit deiner Freundin ein, weil du die erfreuliche Entwicklung ihres Buben, Jahrgänger deines debilen Kindes, ihre berechtigte Freude an seinen Fortschritten, nicht erträgst; du bist ganz einfach grenzenlos eifersüchtig, du hassest das Kind.

Ueberhaupt, die Kinder der andern: bei Schulbesuchen, in der Sozialarbeit, im Gespräch, auf der Strasse, beim Spiel, immer wieder drängt sich dir gegen deinen Willen der Vergleich auf, und du spürst im Halse jenes verräterische Würgen, das den Klang deiner Stimme verändert. Was bleibt dir anderes übrig als der Rückzug in deine vier Wände? Nur allein sein, nicht Red' und Antwort stehen müssen. Deine Umwelt hat damals mit aufrichtigem Mitgefühl vernommen, dass dein Kind debil ist; seither ist sie zu Recht zur Tagesordnung übergegangen. Geht es sie etwas an, dass dir das nicht gelingt? Nein, zehnmal nein. So schmiedest du einen Panzer um dein wundes Herz, einen Panzer aus heiterem Gleichmut, aus hundert Höflichkeitsfloskeln, aus Interesse für die Belange deiner Mitmenschen; alles ist schlechtgespieltes Theater, ist Maske, hinter der du zu ersticken drohst. Du weisst genau, dass du dich nicht selbst bemitleiden darfst, dass du dir gegenüber hart werden musst. Du siehst klar die Gefahr der Selbstanalyse. Doch die Forderung, überall Haltung zu bewahren, dich um jeden Preis im Zaum zu halten, zwingt dich zur Selbstbeobachtung und lässt dich erneut um dein eigenes Ich kreisen.

Du erwartest wieder ein Kind. Wagst du, dich zu freuen? Neun lange Monate bangst du der Geburt entgegen: wird dieses Kind normal sein? Was geschieht, wenn es auch anormal sein sollte? Andere Mütter haben ihre geistig oder körperlich missgestalteten Kinder getötet. Sie haben das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorgezogen. Sie sind schuldig geworden, daran gibt's nichts herumzudeuteln; der Lütticher Freispruch ist ein Fehlurteil. Und dennoch: seiner Lebtag wird das Kind sich selber und den andern zur Last sein; die Mutter könnte es verhindern, 2—3 Pillen bloss über die ärztliche Vorschrift hinaus — nur wer sich am Bett des eigenen anormalen Kindes die verzweifelte Frage «Tod oder Leben?» gestellt hat, weiss, wie unheimlich die Versuchung ist. «Wir sind mehr behütet, als wir es wahrhaben wollen», sagt Max Piccard. Er hat wohl recht, sonst wäre die Zahl der Mütter, die ihre Kinder töten, erheblich grösser.

Die Mutterliebe — ach wäre sie doch jenes einfache, unwandelbare Naturgefühl, als das sie die Moralliteratur preist. Statt dessen zermürben immer neue Enttäuschungen, die mangelnde Ansprechbarkeit des Kindes, die verdorbenen Familienunternehmungen deine spontane Mütterlichkeit und du ersetzest sie durch wohlabgewogene Pädagogik. Rund 350 Tage im Jahr erfüllst du in Treuen deine Pflicht und bist dir bewusst, dass dies eigentlich nicht genügt.

Uebersteigt die Aufgabe, ein debiles invalides Kind zu erziehen, die Kraft der Mutter? Nein. Ein Davonlaufen gibt es nicht, auch kein Verdrängen, nur ein Ausharren. Die Unterbringung des Kindes in einer Anstalt ist nur gerechtfertigt, wenn sie wegen der Sonderschulung notwendig ist. Gewiss gibt es Zeiten, in denen du am Ende deiner Willenskraft bist, aber das Nichtmehr-Können gehört doch meistens in das Reich der Fabel. Wie sagt doch das Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch die Kraft. Hast du das Erzieheramt an deinem debilen Kind selbst gewählt?

Gewiss, du stehst in einer harten Schule. Deine Ohnmacht, die Erkenntnis, dass dem Problem mit Kopf und Hand nicht beizukommen ist, dass es als unlösbar akzeptiert werden muss, das Erschrecken über das eigene Versagen bis zum letzten — du warst versucht, dein Kind zu töten — dies alles sind Stufen deiner eigenen Erziehung zur Menschlichkeit, mehr noch: zur Demut. Du musst dein eigenes Gesetz finden, als voll verantwortlicher Mensch zwischen Himmel und Erde. Der Verwundbarkeit deines Herzens zum Trotz wirst du den Weg zurück, zum Einsatz für andere, suchen. Hoffe nicht, du könntest da wieder beginnen, wo der Rückzug auf dich selbst begann; du bist gezeichnet. Es kann ein Ehrenzeichen sein.

Reif geworden für eine andere Schau der gesunden Kinder

Wir Mütter von behinderten Kindern haben es schwerer und leichter als Ihr Mütter, die Ihr gesunde Kinder aufwachsen sehen dürft.

Die Geburt Eurer Kinder ist der Auftakt zu Glück und Freude. Für uns bedeutet er Schmerzen und Tränen und Ratlosigkeit. Sie können Jahre hindurch dauern bis zu dem Tag, da wir ja sagen lernen. Dann erst kommen die inneren Kämpfe zur Ruhe, dann werden wir hellhörig und offen für die Tiefen des Lebens, das für jeden Menschen Freude und Leid bereit hält.

Wir sind tief glücklich und dankbar, wenn unser Kind in jahrelanger Schulung sprechen lernt, wenn es sich selber anziehen und besorgen kann. Und jeder kleine Fortschritt beglückt uns, denn wir haben gelernt zu warten und zu schweigen. Wir betrachten die Entwicklung eines Kindes nicht mehr als selbstverständlich. Alles ist Geschenk. Jedes gesunde Kind ist ein unerhörtes Geschenk. Und so wie es Gaben gibt, deren Wert wir nicht sogleich erkennen, solche Geschenke sind unsere behinderten Kinder.

Die menschliche Gesellschaft misst am Masstab des Erfolges, und in ihren Augen ist ein Kapital, das zur Schulung Behinderter verwendet wird, vielleicht nicht gut angelegt. Wer aber je gesehen hat, wie viel sie aus dem hoffnungslosesten Fall herausentwickeln kann, dass die geduldige tägliche Kleinarbeit in der Hilfsschule für uns reiche Früchte trägt, indem sie auch aus unseren Sorgenkindern in ihrer Art glückliche und wohlerzogene Menschen macht, der kann niemals diese Arbeit als unnötig ansehen. Die Mittel, die dafür aufgewendet werden müssen, sind sinnvoll eingesetzt.

Und ist es nicht auch ein Wunder, dass es Menschen gibt, die die Ausbildung unserer Sorgenkinder als ihre Aufgabe betrachten? Ihnen gilt unser grosser Dank und unsere tiefste Anerkennung. Und zu sehen, dass sie ihre Arbeit an unseren Kindern nicht aus Mitleid mit uns Eltern tun, sondern aus Berufung, weil diese Aufgabe sie erfreut und erfüllt, ist uns ein neues Geschenk.

Weil wir für unsere Kinder keine Pläne mehr machen, keinen Ehrgeiz haben können, enttäuschen sie auch nie. Jede Mutter eines gesunden Kindes erlebt an ihm Freuden und Leiden, Beglückendes und Enttäuschendes. Und je vielversprechender seine Anlagen sind, desto schwerer kann der elterliche Ehrgeiz betroffen werden. Dieses Erleben haben wir gleich am Anfang gemacht. Es hat uns grosse Kämpfe gekostet, aber so wie eine bittere Frucht einen süssen Kern haben kann, so hat es uns reif gemacht für eine andere Schau unserer gesunden Kinder. Neben einem Sorgenkind gesunde Kinder haben zu dürfen, ist eine grosse Gnade. Diese Kinder dürfen sich dann frei entfalten, sie werden nicht durch elterliche hochfliegende Pläne beeinflusst, und was sie an Sorge über die Existenz eines behinderten Geschwisters in einem frühen Alter mitzutragen haben, wird aufgehoben durch die innere Freiheit, die die Familie gerade durch das Sorgenkind gewonnen hat.

In dieser Situation sind unfassbare Reaktionen möglich

Zuerst möchte ich erwähnen, dass ich zehn Jahre, zwischen acht und 18 Jahren, an der Seite eines gelähmten Bruders verbracht habe. Es schien mir während all diesen Jahren ganz natürlich, mein Kinder- und Jungmädchendasein dem seinen anzupassen und z. B. auf Freizeitbeschäftigung (Sport) zu verzichten, die ich nicht mit meinem Bruder hätte teilen können. Das hat mich nie etwas gekostet. Sein Tod war für mich ein grausamer Schmerz, obgleich er ja meine Zukunft, nur schon rein materiell gesehen, von einer grossen Unbekannten befreite. Ich sage dies, weil ich glaube, dass viele Eltern fürchten, ein behindertes Kind verdüstere das Dasein seiner Geschwister. Nach meiner Erfahrung trifft das nicht zu. Mein Bruder war allerdings überragend intelligent und hatte eine so grosse innere Reife erlangt, dass er zum Mittelpunkt der ganzen Familie wurde.

Mein Kind hat zu wenig lang gelebt, als dass ich von persönlichen Erfahrungen als Mutter eines behinderten Kindes sprechen könnte. Was mich gezeichnet hat, ist sein Tod. In jenem Augenblick wurde ich vom Gefühl eines totalen Schiffbruchs überwältigt (dabei spielte mit, das ich nach einer beschwerlichen Schwangerschaft auch physisch sehr reduziert war) und ich kam mir unendlich verloren und verlassen vor. Weder meine Mutter, noch mein Mann und noch viel weniger der Spitalpfarrer verstanden, was ich durchlitt. Sympathie im tiefsten Sinn des Wortes fand ich einzig bei meinem betagten Frauenarzt. Ich habe mich herausgearbeitet, indem ich mich zunächst leidenschaftlich in die Schriften von Pascal vertiefte, in seine «Prière pour le bon usage des maladies». Später begann ich mit sozialer Arbeit unter Gefangenen. Die erste Frau, deren ich mich annehmen musste, hatte ihr Kind getötet, weil sie damit vollkommen allein gelassen worden war. Da habe ich erfahren, dass das Leid, durch das ich selber gegangen war, mir mehr half als alles andere, den Zugang zu dieser Frau zu finden. Aber erst zwei oder drei Jahre später habe ich mein Gleichgewicht ganz wiedergefunden, damals, als die schädigende Wirkung gewisser Viren auf das werdende Kind entdeckt wurde. Das hat mich befreit von der Angst, die Missbildungen könnten auf Vererbung beruht haben (ich hatte natürlich an Vererbung von meiner Seite gedacht, da das Leiden meines Bruders nie ganz abgeklärt werden konnte). Die Erinnerung an jenes Gefühl des Versagens und der persönlichen Verantwortung dafür hindert mich, irgendwie über die unglückliche Frau in Lüttich zu urteilen. Ich verstehe, dass in dieser Situation unfassbare Reaktionen möglich sind. Verstehen Sie mich richtig: ich versuche nur, die Reaktion dieser Frau zu erklären, nicht sie zu entschuldigen.

Ich brauche kaum anzufügen, dass die Geburt von Marianne anderthalb Jahre später für mich eine Freude bedeutete, die ich nur mit einem Wort ganz umschreiben kann: Auferstehung.

Was blinde Kinder dazu sagen

Peter: Eine Mutter soll ihr Kind möglichst zur Selbständigkeit erziehen. Auch ein blindes Kind kann zum Beispiel abtrocknen. Es glauben nämlich Eltern solcher Kinder, ihr Kind könne nicht abtrocknen, denn es würde das Geschirr zerschlagen. Wenn das wirklich so wäre, dann hätte es bei uns längst kein Geschirr mehr, weil es vorkommen kann, dass ich alles abwaschen und abtrocknen muss, wenn meine Eltern aufs Feld gehen. 16 Jahre

Marianne: Meine Mutter freut sich immer, wenn ich nach Hause komme. Sie sagt immer, wenn wir beim Nachtessen sind, ich solle von Zollikofen erzählen, das nimmt sie wunder. 13 Jahre

Urs: Man merkt schon, wenn die Mutter zum Beispiel ins Spital muss, dass irgend etwas im Hause fehlt. Man ist einfach gewöhnt, dass wenn die Kinder von der Schule und der Vater aus dem Büro heimkommen, sie jemanden begrüssen können. Die Mutter nimmt ihnen den Mantel und die Schulsachen ab. An all den kleinen und grossen Gewohnheiten in einer Familie muss die Mutter teilhaben. Was sie dabei für jeden ganz selbstverständlich besorgt, das ist ja überall verschieden, aber eines wird wohl bei allen gleich sein, nämlich die Geborgenheit im häuslichen Kreise. 15 Jahre

Fritz: Eine gute Mutter zu sein, ist nicht immer so leicht, wie viele meinen, aber von der Erziehung eines Kindes hängt oft sein späteres Leben ab. Besonders bei behinderten Kindern braucht es viel Liebe und Geduld. Die Mutter darf es nicht verwöhnen. Sie muss ihrem Kind Gelegenheit geben, in die Natur hinauszugehen, sich mit andern Kindern anzufreunden; so wird es Kontakt mit seinen Mitmenschen bekommen. Es wird dann mit der Zeit so selbständig werden, dass es sich mit seinen Kameraden messen kann. Man wird einem blinden Kinde, das sich wie die sehenden Menschen zu bewegen versteht, kaum anmerken, dass es nicht gut sieht. Wird das Kind aber von seinen Eltern in Watte gepackt, so wird es sich, wenn es in das Leben hinauskommt, zurückziehen und sich unglücklich und verlassen fühlen. 15 Jahre

Greti: Meine Mutter ist nicht eine Strenge, wie manche andere Mütter. Ich bin ja nicht das einzige Kind auf der Erde, das keine strenge Mutter hat. Mein Bruder ist der Jüngste von uns und hat manchmal am meisten Rechte bei der Mutter. Meine Mutter ist eine Bauernfrau. Sie muss die Kühe melken. Ist sogenannt eine liebe Mutter. Besonders, wenn man nicht daheim sein kann. Ich schreibe ihr oft. 14 Jahre

Vreni: Ich habe meine Mutter sehr lieb. Ich darf ihr alles sagen, wenn ich zum Beispiel eine Kindersorge habe, wie man sie etwa manchmal hat. 12 Jahre

Esther: Meine Mutter sorgt für mich. Sie kauft mir Kleider, liest mir Geschichten vor, und manchmal verfertigt sie meinen Puppen Puppenkleider. 11 Jahre

Klaus: Meine Mutter kommt mir auch helfen, die Sätze zu bilden, wenn ich mich nach Weihnachten bedanken muss. 10 Jahre

Maja: Meine Mutter hilft den andern Nachbarn oft, wenn sie irgend einen Kranken haben. Dabei hat sie selber auch viel im Haushalt zu tun. Sie muss kochen, den Tisch decken und nach dem Essen das Geschirr abwaschen und wieder versorgen. 11 Jahre

Die angeborene Schreib- und Leseschwäche (Legasthenie)

Die Fähigkeit, Buchstaben zu lesen und dann zu Wörtern aneinander zu reihen, ist nicht nur Uebungssache. Ein schreib- und leseschwaches Kind lernt nämlich diese Kunst nicht mit jener Leichtigkeit, die bei den meisten seiner Kameraden selbstverständlich ist. Solche Schüler können sich das Bild der Buchstaben und der Wörter nicht ohne weiteres einprägen. Vor allem fällt bei den Legasthenikern auf, dass sie oft links und rechts vertauschen und dadurch z. B. b mit d und p mit q verwechseln; b und p, sowie d und t werden ebenfalls häufig nicht unterschieden, das gleiche gilt für ie und ei. Auch Schärfungen und Dehnungen (ff, ll, nn usw.; ah, aa, eh, ee usw.) bereiten den Schreibschwachen Mühe; zudem werden manchmal mehrere Buchstaben, besonders an den Wortenden, ausgelassen. Wörter wie «ader» statt aber, «ober» statt oder, sit» statt sist, «nru» statt nur, «Lied» statt Leib, lassen diese Anlage meist ohne weiteres erkennen. Vor allem bei Diktaten geraten die Legastheniker in eine schlimme Zeitnot, da sie sich die Buchstabenfolge viel länger als ihre Kameraden überlegen müssen.

Die Legasthenie hat nun an sich nichts mit Schwachbegabung zu tun; viele dieser Kinder sind z. B. gute Rechner, wenn sie auch anfänglich hie und da einzelne Zahlen falsch schreiben oder Zahlenfolgen vertauschen (z. B. 48 statt 84 schreiben und die Zahlen 3, 5 und 6 manchmal umdrehen). Trotzdem schon viele Untersuchungen über die Lese- und Schreibschwäche durchgeführt wurden, kennt man ihre wirkliche Ursache noch nicht. Oft berichtet ein Elternteil, dass auch er an dieser Anlage leidet oder dass sogar schon ein Vertreter der Grosseltterngeneration damit behaftet war. Viele gutbegabte Menschen, die es in einem praktischen Berufe sehr weit gebracht haben, waren Schreibschwache oder blieben es ihr Leben lang. Andere erlernen zwar mit viel Mühe die Rechtschreibung ihrer Muttersprache, sind aber in der Erwerbung fremdsprachlicher Schreibkenntnisse stark behindert.

Durch sorgfältiges Ueben kann den Legasthenikern weitgehend geholfen werden. In grösseren Städten gibt es besonders geschulte Lehrkräfte, die sich ihrer annehmen; die Zürcher, Berner und Basler mögen sich an ihren schulpsychiatrischen Dienst wenden, andere an die Sprachheilschulen, wo solche vorhanden sind. Wenn keine Spezallehrer zur Verfügung stehen, können manche Eltern ihren Kindern selber die nötige Hilfe zuwenden. Es hat sich bewährt, drei- bis viermal pro Woche 10 bis 15 Minuten lang kurze Diktate nach Schulbuchtexten schreiben zu lassen, wobei das Kind während des Schreibens jedes Wort laut nachsprechen soll (Methode Maria Linder, Zürich). So prägt sich zugleich mit dem «Wortbild» der «Wortklang» ein. Fehler, die immer wiederkehren, sind natürlich ganz besonders zu üben; darum muss von Zeit zu Zeit eine Ausspracke mit der Lehrkraft stattfinden. Die Uebungen sollten möglichst frühzeitig beginnen und zwar, sobald die Schreibschwäche mit Sicherheit erkannt worden ist, also spätestens am Ende der ersten Klasse. Die Hilfe muss während Monaten, manchmal sogar jahrelang, mit Ausdauer, Geduld und vor allem mit Frohmut weitergeführt werden, wobei die Eltern jeden noch so kleinen Fortschritt loben sollten, um das Selbstvertrauen ihres Kindes zu stärken. Damit keine Ueberforderung stattfindet, ist es unerlässlich, einen Kinderarzt zu konsultieren, eventuell einen Nervenarzt für Kinder. — Es kommt hie und da vor, dass die Lehrkräfte die Anzeichen der Legasthenie nicht erkennen; in Zweifelsfällen muss unbedingt ein Erziehungsberater aufgesucht werden, wenn kein schulpsychologischer Dienst zur Verfügung steht. — Bei Schülern, die, abgesehen von ihrer Legasthenie, gut begabt sind, liegt der Besuch einer Sekundarschule (Real- oder Bezirksschule) oder eine Mittelschule (Gymnasium usw.) durchaus im Bereich der Möglichkeiten, wenn der private Schreibunterricht gute Ergebnisse gezeitigt hat.

Dr. Helen Schoch-Bodmer
Erziehungsberaterin, St. Gallen

Die Frau in der Kunst

Neues vom Zürcher Keller-Theater

Maria von Ostfelden, die unermüdliche Pionierin für ein neuzeitliches Avantgarde-Theater, liefert mit ihrer jüngsten Inszenierung im Keller an der Spiegelgasse 22 in der Zürcher Altstadt einmal mehr einen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis moderner Bühnen-Experimente. Diesmal verhilft sie den für die künstlerischen Bestrebungen der Jungen aufgeschlossenen Theaterfreunden zur Begegnung mit je einem Werk schweizerischer und amerikanischer Provenienz. «Die Liebe-Leute-Brücke» des 1931 in Genf geborenen, heute als Schauspieler in Paris lebenden Fernand Berset ist nun freilich kein geglückter Wurf. Der Autor hat versucht, in einem tragischen Vaudeville die verantwortungslose Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit zu zeigen, mit der «satte Menschen» von heute dem Schicksal ihrer Mitmenschen gegenüberstehen. Zwei Angler beobachten von einer Brücke aus, wie ein ihnen bekannter Mann, der sich in selbstmörderischer Absicht in den Fluss geworfen hat, jetzt um sein Leben ringt. Sie schliessen eine Wette ab, wie lange er sich wohl am Brückenpfeiler halten werde; als ihnen dämmert, man könne ihm vielleicht zu Hilfe kommen, werfen sie einen des Weges kommenden mitleidigen jungen Menschen, der nicht schwimmen kann, in den Fluss. Auch die Gattin des Ertrinkenden betrachtet auf der Suche nach ihrem Mann das sich vor ihren Augen abspielende Schauspiel als bizarren Einfall. «Absurdes Theater» — aber keines, das als neuzeitliche Kunstform oder gekonnte Spielerei irgendwie überzeugen würde. Es bleibt bei einer Blödelei, die den Zuschauer ermüdet.

Ganz anders der Einakter «Die Zoogeschichte» des 1928 in Washington geborenen Edward Albee, dessen Stücke seit Jahren in den New Yorker Off-Broadway-Theatern Serienerfolge erleben und bereits auch in Deutschland grossem Interesse begegnen. Mit Recht, denn «Die Zoogeschichte» zeigt in einer Mischung von Elementen des «absurden» wie des realistischen Theaters auf eindrückliche Weise etwas vom einsamen, verzweifelten Ringen des modernen Menschen um den Sinn einer Welt, die er nicht versteht. Zwei Männer treffen auf einer Bank im Central-Park zusammen; der eine kommt aus dem Zoo, doch bildet dies nur den äusseren Anknüpfungspunkt zu einem Gespräch, in dem sich das leidenschaftliche Suchen des einen und die satte bürgerliche Zufriedenheit des andern enthüllen, bis im tragischen Ausgang beide Welten dramatisch aufeinanderprallen. Der Dialog ist voller Leben, in den erzählten skurrilen Erlebnissen vibrieren menschliche Sehnsüchte, Dämonien und Leiden. Es ist das Werk eines Könners.

Maria von Ostfelden hat mit der Inszenierung der beiden Einakter einmal mehr bewiesen, dass sie eine Regisseurin ist, die taktvoll alles Uebertriebene und Grelle vermeidend, ihre Darsteller zu eindringlichen künstlerischen Wirkungen zu führen weiss. In der «Liebe-Leute-Brücke» sind es Peter Esser, Eduard Huber, Konrad Straub und Mathilde Schmitz; ausgezeichnete Leistungen vollbringen vor allem die beiden Erstgenannten in der «Zoogeschichte». -ls.

Solistenpreis des Schweizerischen Tonkünstlervereins

ag Der Vorstand des Schweizerischen Tonkünstlervereins hat den Solistenpreis 1963 der jungen Flötistin Heidi Indermühle (Bern) zugesprochen. Dieser Preis in der Höhe von 2000 Fr. wird jungen hochqualifizierten Schweizer Musikern, die am Anfang ihrer Solistenkarriere stehen, in Anerkennung ihrer musikalischen Leistungen verliehen.

Mehrere Theaterberufe werden neuerdings auch von Frauen übernommen, dazu gehört vor allem der der Bühnenbildnerin. Während am Stadttheater Chur Almut Stammler noch eben die Dekorationen für Dürrenmatts «Physiker» und Frischs «Andorra» erstellte, arbeitet die Schweizerin Annelies Corrodi, vom Wiesbadener Stadttheater heimgekehrt, im Basler Stadttheater, wo ihre Spezialität der Projektions-Dekorationen ausserordentlich interessiert. Gerade hat sie mit den atmosphärisch ungewöhnlich starken Bildern zu dem «Abraxas»-Ballett von Werner Egk, besonders mit dem beinahe surrealistischen des Helena-Aktes dieses Faust-Spiels, vieles zu dem Erfolg des Abends beigetragen. Neben ihr hat Ingrid Jorissen die Kostüme entworfen. Die Hauptrollen waren bei der Primaballerina Irène Skorik, der verführerischen Teufelsbotin Yvette Kolb, der halb als lokkende Frau, halb als Spuk verkleidetenen Eva Bajoratis und der lieblich-ätherischen Ruth Weber als Margarete vorzüglich aufgehoben.

★

Die Choreographie zu Walter Sibolds modernem Mysterienspiel «Der verlorene Vater» bei der Kantonsschul-Theatergruppe Luzerns in der dortigen Lukas-Kirche hatte Claudia Moser inne, die Kostüme stammten von Annemarie Hotz.

★

Die Uraufführung «Der Oliventopf» von Alfred Flückiger bei dem Dramatiker-Abend des Zürcher Schriftsteller-Vereins in Zürich wurde von Thea Huber-Oehmen inszeniert.

★

Ruth Gutzwiller, die Gattin des am Zürcher Stadttheater engagierten amerikanischen Tenors Robert Thomas, beendet ihr Gastspiel in Zürich im Musical «Carnival», um wieder ständig dem Stadttheater Freiburg i. Br. anzugehören. Die Schweizer Künstlerin wird sicher wieder bald in ihrer Vaterstadt zu Besuch sein. — Mirjam Spörri, die Gattin Ernst Ginsbergs, des berühmten Schweizer Schauspielers, spielt nach Lili Dafon in Saroyans «Pariser Komödie» im «Tasso» Goethes Mitte April die Prinzessin. — Maria Becker wurde von Intendant B. Barlog zu den Berliner Festspielen an das dortige Schiller-Theater verpflichtet, um die Uraufführung E. Ablees «Wer fürchtet sich vor Virginia Wolfe?» zu kreieren. Vorher wird sie eine grosse Tournée mit Kleists auch in der Schweiz gezeigten «Penthesilea» beenden, die von Amsterdam über Arnheim bis Hilversum führt und alle Städte Hollands berührt.

★

Nanny Fischhof, die Gattin des Tenors Ernst Fischhof (Stadttheater Bern), hat mit ihrem Vortrag über die Schriftstellerin Rahel Varnhagen van Ense eine interessante Frauenfigur aus dem Goethe-Kreis gezeichnet und wird ihre Ausführungen nächstens in Zürich wiederholen. — Im Altersheim «La Charmille» in Riehen/Basel las Louise Wolfer Stücke aus ihren Prosa-Schriften vor. Oft berichtet die Schriftstellerin Gertrud Isolani (Binningen/Basel) über diese Veranstaltungen (u. a. in der Basler Nationalzeitung). M.

Peynet der Träumer

Wer kennt Raymond Peynet nicht, den französischen Verliebten-Zeichner, dessen phantasievolle Zeichnungen kürzlich in Zürich zu sehen waren. Eine kapriziöse Kleinkunst lebt in diesen kleinformatigen Blättern, die von Einfällen übersprudeln, eine Welt für sich, unzeitgemäss und doch von jedermann verstanden. Peynet wurde 1906 in Paris geboren, besuchte die Ecole d'arts appliqués, wurde Werbegraphiker und bald gesuchter Illustrator. Seine illustrierten Bücher sind in vielen Ländern erschienen bis hin nach Japan. Peynet ist ganz und gar Franzose, esprit, charme, légerté, douceur sind seine Attribute. Wer sich damit begnügt, kommt voll auf seine Rechnung, wer von Kunst mehr erwartet, bewundert jedenfalls seine unerschöpfliche Phantasie und den ungeheuren Einfallsreichtum. Die Porzellan-Industrie hat sich seiner Zeichnungen angenommen und kleine weissgoldene plastische Schäferspiele daraus gemacht. Schon stehen sie in den Vitrinen und den Stubenbuffets aller Länder. rs

Die Frauenorganisationen berichten

Frauenzentrale Baselland

Mitte Februar fand in Liestal die ordentliche Jahresversammlung statt. Von 81 angeschlossenen Frauenvereinen aus den 74 Gemeinden des Kantons waren nur 5 nicht anwesend. Auch kantonale Vereine und Verbände waren vertreten.

Aus dem Jahresbericht der Präsidentin, E. Erb, Allschwil, ging hervor, dass ein reiches Arbeitsprogramm erledigt worden ist. Zu den üblichen Aufgaben kamen noch ausserordentliche, wie die Durchführung der 61. Delegiertenversammlung des BSF in Liestal. An vier Nachmittagen wurden Staatsbürgerkurse für Frauen und Töchter durchgeführt, die grosses Interesse fanden und voraussichtlich im laufenden Jahr weitergeführt werden. Auch der Vereinsleiterkurs unter der Führung von Dr. E. Nägeli, Zürich, war ein voller Erfolg und wurde von rund 80 Frauen besucht. Zu einer festen Einrichtung ist unsere Flickstube geworden, wo kranken und überlasteten Müttern unentgeltlich geflickt und genäht wird. Unentbehrlich sind auch der Zahnprothesenfonds und die «Familienhilfe». Dahinter stehen Hilfeleistungen verschiedenster Art. Es kann vorkommen, dass man einer kinderreichen Familie zu einer Wohnung verhelfen muss oder den Mietziens eine Zeitlang bezahlt, dass man einer Mutter eine Nähmaschine für Heimarbeit anschafft, dass man einer ungeschickten Frau für einige Zeit eine Stütze beigibt, die ihr zeigt, wie man einen Haushalt besorgt usw. — Das «älteste» Kind der Frauenzentrale, die Haushaltlehre, erfreut sich immer grösseren Zuspruchs. Im Frühling 1962 wurden 118 Verträge abgeschlossen. Viermal jährlich werden die Lehrmeisterinnen zu Demonstrationskursen aufgeboten; die Lehrtöchter können an Betriebsbesichtigungen oder Vortragsnachmittagen teilnehmen. Auch der Schulung und Weiterbildung der Expertinnen wird grosse Aufmerksamkeit geschenkt. Die im vergangenen Jahr neueröffnete Budgetberatungsstelle wurde noch nicht sehr fleissig besucht. Es gilt da offenbar bei den Frauen, Hemmungen zu überwinden.

Liestal hat im letzten Herbst ein neues Kantonsspital eröffnet. Der Mangel an Pflege- und Dienstpersonal ist auch hier wie überall gross. Im Bestreben, alle Anstrengungen zur Gewinnung der nötigen Helferinnen zu unterstützen, wurde Chefarzt Professor Dr. H. Willenegger gebeten, an der Jahresversammlung vor den rund 220 Frauen über dieses Problem zu sprechen. An neuen Plänen liegen vor: ein kantonaler Frauentag im Mai mit einem noch zu bestimmenden Vortragsthema, eine Präsidentinnentagung sämtlicher angeschlossener Vereine zum Meinungsaustausch sowie eine Eingabe an die Sanitätsdirektion betreffend die Erhöhung der Stillprämien. H. C.

Fernsehen und Jugendschutz

Zur Zeit wird die Frage erwogen, wie das Werbefernsehen in der Schweiz aufgezogen werden kann. Eine grosse Anzahl von Behördemitgliedern hat der Schweiz. Radiogenossenschaft ihre Auffassung mitgeteilt, die wir nachstehend bekanntgeben:

Die unterzeichneten Landräte möchten Sie bitten, bei der Gestaltung des Werbefernsehprogrammes den Gefahren, die der Jugend erwachsen können, Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Eine schädigende Wirkung des Werbefernsehens auf die Jugend ist zu vermeiden. Wir sind der Auffassung, dass sich heute in einem früher unbekannten Masse das Problem der Verantwortung der Oeffentlichkeit für die Jugend stellt. Mit Bedauern stellen wir fest, dass in der Schweiz ein Viertel der Einweisungen in die psychiatrischen Spitäler durch Alkoholschäden bedingt sind. Alkohol- und Tabakreklame müssen deshalb vom Werbefernsehen ausgeschlossen werden. Es handelt sich da um eine Massensuggestion mit unüberblickbaren Folgen. Die Schweizer Jugend hat ein Recht auf gesunde Erziehung auch seitens öffentlicher Institutionen. Eine schädigende Wirkung von Alkohol und Tabak kann nicht bestritten werden.

Wir würden es schätzen, wenn Sie unsere Auffassung beachten würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung, unterschrieben von 43 Landräten. (Eing.)

Kurznachrichten

Der Chefarzt des Zürcher Kinderspitals regt die Schaffung eines «Warnsystems» für Medikamente, die dem menschlichen Keim schaden könnten, an.

In seiner Botschaft betreffend die Ergänzung der Bundesverfassung durch einen Stipendienartikel weist der Bundesrat auf den Mangel an akademischem Nachwuchs hin. Vor allem ist die Zahl der weiblichen Studierenden als besonders niedrig zu bezeichnen. Im Jahre 1961 belief sich der prozentuale Anteil der Studentinnen — wovon knapp die Hälfte Ausländerinnen — auf 17,4 Prozent, während der europäische Durchschnitt rund 27 Prozent beträgt.

Am Stadttheater Basel wurde das Märchen «Die goldene Feder» von Gerda Bächli uraufgeführt. (BSF)

Dank «Merkur»-Rabattmarken
33⅓% billiger reisen
denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—
„MERKUR"
KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

Wir trauern um ...

Emma Eichenberger

Begeistert, gütig, geduldig, dem Schwachen besonders zugetan, stand Emma Eichenberger zeitlebens auf der Seite derer, die vom Leben benachteiligt sind. Ihr wacher Geist, das Interesse am Gedeihen der Schule und dem Wohlergehen der Lehrerschaft liessen Kollegen und Behörden bald auf die junge Lehrerin aufmerksam werden. Emma Eichenberger wurde als erste Frau zur Präsidentin des Schulkapitels Zürich 3 gewählt. Sie wirkte erfolgreich in der pädagogischen Vereinigung des Lehrervereins Zürich, der sie in Anerkennung ihrer Verdienste zum Ehrenmitglied ernannte. Mitten in ihre Amtszeit als Präsidentin des Schweizerischen Lehrerinnenverbandes fiel der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. In dieser Zeit entfaltete die Verstorbene eine wahrhaft segensreiche Tätigkeit. Es gab für sie keine Hindernisse, wo es zu lindern und zu helfen galt. Erinnert sei an die verschiedenen Ferienlager für erholungsbedürftig in- und ausländische Kinder, an die mietweise übernommene «Manorfarm» am Thunersee, die zum glückspendenden Paradies für 200 Kolleginnen aus 14 Ländern geworden ist.

Früh schon schenkte Emma Eichenberger ihre Aufmerksamkeit dem Jugendbuch. Sie wirkte in verschiedenen Jugendschriftenkommissionen mit. Ueberall schätzte man ihr klares, kompromissloses Urteil und die Gründlichkeit, mit der sie ans Werk ging. Die Krone ihres Lebens wurde ihr in ihrem Dasein für das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen geschenkt. Sie sass nicht nur im Stiftungsrat des Dorfes, sie wurde zur mütterlichen Freundin der Kinder, sorgte für Herangewachsene, die sich in ihrer Nähe aufhielten, ja nahm sie im eigenen Heime auf, wie sie auch Kindern aus ihrer Verwandtschaft, die durch das Kriegsgeschehen heimatlos geworden waren, ihre Türe weit auftat.

Emma Eichenberger war im wahrsten Sinne des Wortes eine Jüngerin Pestalozzis. Sie gehörte auch zum Kreise der Schweizer Lehrkräfte, die, angeregt durch den internationalen Arbeitskreis Sonnenberg, seit 1954 jeden Sommer im Trogener Kinderdorf eine internationale Lehrertagung durchführen, und verstand es in meisterlicher Weise, am Zustandekommen bleibender menschlicher Kontakte zwischen den Teilnehmern mitzuwirken. Die Verstorbene besass die Gaben des Geistes und die Grösse des Herzens. Sie hat ihr Leben nicht für sich behalten, sondern Grosses damit gewirkt. O. M.

Oberschwester Anny Riesen

Mit dem Hinschied von Oberschwester Anny Riesen hat ein reiches, vielseitig im Dienste der Kranken sich verströmendes Leben seinen Abschluss gefunden.

Man schrieb das Jahr 1911, als die junge Anny Riesen, eingekleidet in die Schwesterntracht der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, einer Abteilungsschwester vorgestellt und somit zur Ausbildung im Pflegedienst aufgenommen wurde. Der Blick ihrer leuchtend hellblauen Augen bekundete unverhohlene Spannung und Erwartung all des Unbekannten, das ihrer wartete, und zugleich vertrauensvolles Interesse.

Zeugnis ihres stets wachen Interesses an den Fortschritten in der Ausbildung der jungen Schwestern ist das wertvolle Werk «Praktische Krankenpflege» (Verlag Schulthess & Co, Zürich), das wir ihr verdanken, Niederschlag ihrer reichen Erfahrung und ihres ausgesprochenen Lehrtalentes.

Während des Ersten Weltkrieges (1914/18) sehen wir Schwester Anny Riesen, beauftragt vom Schweiz. Roten Kreuz, im Militärsanitätsdienst in Oesterreich bei der Pflege verwundeter Soldaten tätig sowie in den Verwundeten-Austauschtransportzügen, die durch unser Land geführt wurden. Nach sehr geschätzter Wirksamkeit als Operationsoberschwester im Militärspital Andermatt und andern Krankenhäusern unseres Landes kehrte sie in die Pflegerinnenschule Zürich zurück, wo sie als Oberschwester arbeitete und alsdann als Assistentin der Oberin und Leiterin der Schule dieser Institution unschätzbare Dienste leistete. — Ungeachtet der ungeheuren Beanspruchung nahm sich die Nimmermüde Zeit, durch Kurse für häusliche Krankenpflege noch weiteren Kreisen zu dienen. Anregungen und Belehrungen holte sich die weltaufgeschlossene Frau an den internationalen Kongressen des Weltbundes der Krankenschwestern in Montreal (Canada) und London.

Stets um das Wohl der Schwestern besorgt, gründete Oberschwester Anny Riesen gemeinsam mit Frau Oberin Dr. L. Leemann die heute so segensreich wirkende Beratungsstelle für Schwestern und schuf überdies einen Fonds im Hinblick auf ein Alters- und Pflegeheim für betagte Krankenschwestern.

Anna v. Segesser

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens Tel. (041) 3 34 10 (allgemeiner Teil)
Frau Hilde Custer-Oczeret, Brauerstrasse 62, St. Gallen Tel. (071) 24 48 89 (Konsumentinnen-Forum)
Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel Tel. (061) 41 15 33 (Seite für das Frauenstimmrecht)
Frl. V. Müller, Zürcherstrasse 11, Basel Tel. (061) 41 06 94 (Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen)
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»; Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Zi bunt
JUTE: preiswert
LEINEN: licht- und kochecht
für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe Sets, Tischdecken usw.
Quellennachweis ZIHLER AG BERN, Sandrainstrasse 3, Telephon (031) 2 22 85

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyrigth by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

40

«Brüder», sagte der Priester Grigoris, «kniet nieder und lasset uns alle Gott bitten, dass Er in die Kirche herniedersteige und Gerechtigkeit übe. Hier zu Deinen Füssen, o Herr, liegt jetzt der Geächtete und wartet darauf, unter Deinem Schwerte zu fallen. Er hat gestohlen, gebrannt und gemordet, er hat Zwietracht im Volke gesät und in den Familien Anstoss erregt, er hat Verlobungen gebrochen, hat Mann und Frau getrennt und Feindschaft gestiftet zwischen Vater und Sohn, er hat Lumpengesindel und Aufrührer aufgewiegelt und hergezogen, um unser von Gott gesegnetes Dorf Likovrisi niederzubrennen und zu plündern. Solange er lebt, o Herr, sind die Religion und die Ehre in Gefahr, solange er lebt, sind die Christenheit und die griechische Welt — die beiden grossen Leitsterne der Hoffnung auf Erden — in Gefahr. Er ist vom Moskowiter, dem Sohne Satans, bezahlt, um Deinen Namen vom Angesicht der Erde zu tilgen. Wir haben uns heute in Deinem Haus versammelt, o Herr, um ihn zu richten. Steige herab, Allmächtiger, vom Gewölbe der Kirche und richte Du. Leite unsere Hände, das gerechte Urteil zu vollziehen.»

Er empfand zugleich Jubel und Wut, als er seinen Fuss auf Manolios' Rücken setzte und sagte:

«Ich habe meine Tochter und meinen Bruder verloren, und er trägt die Schuld. Die Eintracht im Dorf ist geschwunden, und er trägt die Schuld. Der moskowitische Antichrist ist in unser Dorf gekommen, und er ist es, der ihm die Tore geöffnet hat. Die Hänge Sarakinas sind voller Wespennester, und er ist es, der die Wespenschwärme hierhergezogen hat. Christliche Brüder, Volkes Stimme ist Gottes Stimme, fällt euer Urteil!»

Während der Priester sprach, stieg die Wut im Volke an. Unruhe entstand in der dunklen Masse. Panagiotaros stand gebückt und starrte auf Manolios, als ob er fürchtete, dass er entfliehen könne; bewegte sich Manolios etwas nach rechts, rückte er nach rechts, bewegte sich Manolios wieder nach links, tat er das gleiche, bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu packen. Und der alte Ladas, der auch herangekommen war, dachte an sein Haus, das verbrannt war, an seine Weinfässer und Krüge und begann zu weinen.

Der Priester Grigoris beugte sich über Manolios, der jetzt still auf der Treppenstufe sass.

«Du Geächteter», sagte er, «erhebe dich. Heb' ihn auf, Panagiotaros und halt' ihn, dass er nicht fällt. Hast du all das Böse gehört, das du dem Dorfe zugefügt hast? Hast du gehört, welche Verbrechen dich belasten? Hast du etwas zu deiner Verteidigung zu sagen?»

«Nein, nichts», erwiderte Manolios ruhig.

«Gestehst du, dass du gestohlen, gebrannt und gemordet hast?»

«Ich gestehe, dass ich die Schuld trage an allem, was geschah, keiner sonst!»

«Gestehst du, dass du ein Bolschewik bist?»

«Wenn mit Bolschewik der gemeint ist, an den ich denke, dann bin ich Bolschewik.»

Das Gemurmel in der Kirche stieg bis in die Kuppel, in der der Allmächtige sass. Der alte Ladas sprang auf und schrie: «Tötet ihn! Schlagt ihn tot! Weshalb lassen wir ihn noch leben? Was braucht es noch anderer Beweise? Tötet ihn!»

Das Volk bekam Mut und schrie, alle erhoben die Hände.

«Tötet ihn, tötet ihn! Gebt ihm den Tod!»

Manolios wand sich aus Panagiotaros' Griffen und schritt die Treppe zum Allerheiligsten hinab. Das Volk wich zurück. Manolios tat einen weiteren Schritt und kreuzte die Arme.

«Tötet mich», sagte er.

Als er vortrat, ruhig, ungeschützt, ohne Zaudern und das milde Licht der Lampen auf seine blonden Haare fiel, blickte das Volk ihn mit Erstaunen an und machte ihm unfreiwillig Platz. So gross war die Verwunderung, dass, wenn Manolios bis an die Tür gegangen und sich hinausbegeben hätte, niemand sich gerührt haben würde, ihn zu halten. Aber mitten in der Kirche unter dem Bild des Allmächtigen in der Kuppel blieb er stehen und breitete die Arme aus.

«Tötet mich», sagte er wieder, als ob er sie flehentlich bäte.

Der Priester Grigoris kam herab und gab Panagiotaros ein Zeichen, ihm zu folgen. Er ging langsam, gebeugt und mit vorgerecktem Hals hinter Manolios, die Finger gespreizt, bereit, die Beute zu packen.

«Schliess' die Tür!» rief er heiser. «Schliess' die Tür, dass er nicht hinauskommen kann.»

Der Lampenanzünder beeilte sich die Tür zu schliessen und zu verriegeln und stellte sich mit dem Rücken gegen sie.

Der heisere Ruf des Priesters riss das Volk aus der zitternden Erwartung. Sie schlugen dicht um Manolios einen Kreis, er spürte ihren schweren, heftigen Atem.

Einen Augenblick war er nahe daran, den Mut zu verlieren. Er wandte sich zur Tür, sie war verschlossen, er blickte zu den erhellten, unbeweglichen, silberbeschlagenen Ikonen der Ikonostase — Christus lächelte mit seinen rosenfarbigen Wangen, Panagia widmete sich ihrem Sohn, Johannes der Täufer predigte in der Wüste ... Er richtete die Blicke zur Kuppel hinauf und erfasste ahnend im Dunkel das strenge Bild des Allmächtigen, der sich ohne Erbarmen über die Menschen erhob. Er blickte auf die Menschen, die ihn umringten, und glaubte im Dunkel der Kirche einige Messer blitzen zu sehen.

Wieder war die gellende Stimme des Ladas zu hören:

«Tötet ihn! Gebt ihm den Tod!»

Im gleichen Augenblick vernahm man harte Schläge gegen die Tür, alle verstummten und wandten sich um, deutlich hörte man draussen die Stimmen.

«Oeffnet! Oeffnet!»

«Das ist die Stimme des Priesters Fotis», sagte einer.

«Das ist Giannakos' Stimme», sagte ein anderer. «Die Leute von Sarakina kommen, um ihn uns zu entreissen!»

Die Tür erzitterte, die Türangeln krachten, draussen hörte man das Lärmen und Schreien von Männern und Frauen.

«Oeffnet, ihr Mörder! Fürchtet Gott!» vernahm man jetzt deutlich die Stimme des Priesters Fotis.

Der Priester Grigoris hob die Hände.

«In Gottes Namen!» rief er, «ich nehme es auf mich!»

Panagiotaros zog sein Messer und wandte sich zum Priester Grigoris. «Mit deinem Segen, Priester!» sagte er.

«Ja! Mit meinem Segen, Panagiotaros!»

Doch die Masse hatte sich schon auf Manolios gestürzt, das Blut spritzte über die Gesichter, einige Tropfen fielen warm und salzig auf die Lippen des Priesters Grigoris.

«Brüder ...», hörte man Manolios' ersterbende Stimme, aber er konnte nicht fortfahren. Er war auf den steinernen Boden der Kirche gefallen und lag dort bebend mit ausgebreiteten Armen, als ob er gekreuzigt wäre. Und überall tropfte Blut von den Messern.

Wieder warfen sie sich über ihn. Der alte Ladas presste seinen zahnlosen Mund an Manolios' Hals und versuchte in irrer Wut, ein Stück von ihm loszureissen. Panagiotaros trocknete das Messer an seinem kurzgeschnittenen roten Haar, sein ganzes pockennarbiges Gesicht war verschmiert, und er schrie:

«Du hast mir das Herz zerrissen, Manolios, ich habe mich gerächt! Die Rechnung ist beglichen, gute Nacht!»

Der Priester Grigoris beugte sich nieder, füllte die Hand mit Blut und sprengte es über das Volk.

«Möge sein Blut über unser aller Häupter kommen!» rief er. Das Volk empfing die Tropfen und erschauerte.

«Oeffnet! Oeffnet! Ihr Mörder!» hörte man wieder die Stimmen von draussen.

Der Priester Grigoris gab dem Lampenanzünder, der zitternd näherkam, ein Zeichen.

«Oeffne die Tür!» befahl er, «und mach' dich sofort daran, das Blut von dem Boden zu entfernen. Vergiss nicht, dass wir dann die Mitternachtsmesse feiern zu Christi Geburt.»

Er wandte sich an seine Herde.

«Kommt, gehen wir, christliche Brüder», sagte er, «wir haben unsere Pflicht getan, Gott ist mit uns, lasst jetzt den Priester Fotis kommen und ihn begraben!»

Der Lampenanzünder entriegelte die Tür, im Dunkel schimmerten unruhige, erregte Gesichter von Männern und Frauen.

«Wo ist Manolios?» hörte man Giannakos' atemlose Stimme.

«Dort drinnen, geht hin und holt ihn euch», antwortete der Priester Grigoris. «Gebt Raum, dass wir hinauskommen können.»

«Wenn ihr ihn getötet habt», rief der Priester Fotis, «komme sein Blut über euch und eure Kinder!»

«Er ist dort drinnen», sagte der Priester Grigoris wieder. «Geht hin und holt ihn euch.»

«Sie haben ihn ermordet!» schrie Giannakos und stürzte in die Kirche. Ihm folgten der Priester Fotis, Kostantis, der Barbier Antonis, der Schlächter Dimitros und fünf oder sechs Frauen.

Als Giannakos dem Allerheiligsten zulief, strauchelte er in der Mitte der Kirche, er fiel über Manolios' Leiche, und man hörte seinen herzzerreissenden Schrei:

«Manolios!»

Giannakos umarmte seinen ermordeten Freund und küsste und liebkoste ihn unter wilden Schreien.

Gegen Mitternacht begann die Glocke froh zu läuten und die Christen zur Kirche zu rufen, zur Geburt des Herrn. Die Lampen wurden angezündet und leuchteten in den Häusern auf, ein Tor nach dem andern öffnete sich, und man ging frösteln zur Kirche. Die Nacht war still und kalt und ohne Sterne. Nur in des Patriarcheas' Haus war das Tor geschlossen, und die Vorbeigehenden hörten drinnen das Gemurmel männlicher Stimmen und hin und wieder ein leises Klagelied der Frauen. Manolios lag ausgestreckt auf des alten Patriarcheas' breitem Bett, dicht in ein weisses Laken aus der Mitgift von Michels' Mutter gehüllt und wie ein neugeborenes Kind gewickelt. Um ihn wachten bleich und stumm die Freunde. Giannakos hatte den Kopf an Manolios' Füsse gelehnt und weinte lautlos und verzweifelt wie ein Kind vor sich hin. Kostantis war nach Sarakina gelaufen, um Michelis zu holen, ein paar Frauen hatten sich — das Gesicht zur Wand gekehrt — in eine Ecke gesetzt und sangen leise ein Klagelied ...

Der Priester Fotis stand vornübergebeugt und blickte im Schimmer der brennenden Lampe auf Manolios Antlitz, das einen friedlichen Ausdruck trug, bleich, mit einem grossen Messerstich von der rechten Schläfe zum Kinn. Hin und wieder streckte er die Hand aus und richtete sein Haar, das voller Blut war. Dann senkte er wieder den Kopf und versank in Gedanken. Die alte Martha hatte ihm kürzlich erzählt, dass der Aga von Schrecken gepackt heimlich einen Boten in die Stadt gesandt hatte mit dem Begehren, Infanterie und Reiter nach Likovrisi zu schicken, denn — so meinte er — die Bolschewiken waren gekommen und wollten ihn töten.

Sie werden mit Gewehren, Kanonen und Pferden kommen, dachte er. Wie sollen wir ihnen Widerstand leisten? Sie werden uns allen ein Ende bereiten. Wir müssen fliehen, müssen fliehen ... Wie lange, mein Gott, wie lange?

Er streckte die Hand aus und liebkoste in trostlosen Gedanken Manolios' Gesicht.

«Vergebens, vergebens hast du dein Leben gegeben, Manolios», murmelte er.

Der Priester Fotis hörte die Glocke zum Hochamt läuten und verkünden, dass Christus geboren war, dass Er auf die Erde herabgekommen war, um die Welt zu retten ... Er schüttelte den Kopf und seufzte.

«Vergebens, Christus, vergebens!» murmelte er. «Nun sind fast zweitausend Jahre vergangen, und immer noch ... immer noch kreuzigen sie Dich. Wann wirst Du geboren werden, Christus, um nicht mehr gekreuzigt zu werden, um ewig unter uns zu leben?»

Als es dämmerte, lehnte der Priester Fotis seinen Kopf an den eisernen Rahmen des Bettes auf dem Manolios lag und schlummerte ein. Er hatte einen Traum. Ihm war, als jage er um einen dichtbelaubten Baum einem winzigkleinen gelben Vogel, fast einem Kanarienvogel, nach, und ihm schien, er war ein kleiner Junge, als er damit begann, doch die Jahre vergingen, er wurde gross, wurde ein Jüngling und Mann mit rabenschwarzem Haar und rabenschwarzem Bart, der langsam bleichte, und immer noch jagte er dem kleinen gelben Vogel nach, und immer noch entkam er ihm ...

Der Traum war kurz wie ein Blitz, doch als der Priester Fotis zusammenfuhr und die Augen aufschlug, meinte er, Tausende von Jahren gelebt zu haben und unermüdlich und mit immer erneuerter, unverminderter Kraft in Tausenden von Jahren einem nicht greifbaren wilden Vogel nachgejagt zu haben, der einem Kanarienvogel glich. Im Innersten jedoch spürte der Priester Fotis, dass dieser gelbe Vogel nicht ein Kanarienvogel war, der einmal spöttisch zwitscherte und ein andermal wieder verzückt den Hals zum Himmel streckte und sang.

«Was kann das sein? Soll ich ihm nachjagen, bis ich sterbe?»

Er erhob sich, rief und versammelte um sich alle seine Leute, Männer und Frauen auf das Patriarcheas' grossem Hof. In der Nacht waren auch alle die anderen gekommen, die sich auf die Gärten, die Weinberge und Olivenbäume verteilt hatten. Der Hof war voller Leute.

«Kinder», sagte er, «schlagt einen Knoten um euer Herz, nehmt es fest in beide Hände. Es ist schwer, was ich euch jetzt zu sagen habe, aber eure Schultern sind stark, sie werden auch dieses tragen. Gestern nacht erhielt ich die Nachricht, dass türkische Truppen kommen, um uns zu verjagen. Auf, Kinder! Nehmt mit, was ihr könnt, wir machen uns wieder auf den Weg, dass sie uns weder in Likovrisi finden noch in Sarakina. Wir sind nicht viele auf dieser Welt, wir Griechen, doch was unsere Feinde auch sagen mögen, wir sind das Salz der Erde, wir werden nicht untergehen, Brüder!»

«Wir werden nicht untergehen, sei unbesorgt!» rief Loukas, der schon das Banner mit dem Ritter Ai Giorgis erhoben hatte. «Auf, ihr Brüder, folgt Ai Giorgis und dem Weg, den er uns weist!»

Priester Fotis öffnete den Keller und gab die Rationen aus. Alle waren mit Essen und Kleidern beladen, sie hoben eine Türe aus und legten Manolios darauf; zwei Männer legten sie sich auf die Schultern, die Alten erhoben die Ikone, Priester Fotis setzte sich an die Spitze, und in Eile machten sie sich auf den Weg nach Sarakina.

«Wir wollen erst an Sarakina vorbei», sagte der Priester, «wir wollen Manolios begraben, die Gebeine unserer Väter ausgraben und mitnehmen. Frischen Mut, Kameraden, seid standhaft und hart, wir sind unsterblich!»

Sie kamen zur Ai Vasilis-Quelle. Dort hielt der Priester Fotis einen Augenblick an.

«Heute kam Christus zur Erde hernieder als ein neugeborenes Kind», sagte er. «Wir wollen Ihn mit uns nehmen. Wir haben Mütter, die Ihm Milch reichen können ... Frohe Weihnacht, ihr Brüder!»

Giannakos folgte als Letzter. Er hatte in der Nacht seine Eselin von Kostantis geholt und sie beladen. Nun ging er neben ihr, stumm und mit gesenktem Kopf. Hin und wieder verfinsterte sich die Welt vor ihm, er rieb sich die Augen, und wieder strahlte sie in dem hellen Wintermorgen. Zärtlich streichelte er die Eselin.

Der Tag war wie Kristall, die Kapelle des Propheten Elias leuchtete, fern am Horizont glänzten die Berge, teils rosenrot, teils in strahlendem Blau.

Kostantis wartete auf sie vor den Grotten, er näherte sich hastig dem Priester Fotis.

«Michelis will nicht vom Gipfel herunterkommen, er hat sich ein Bündel Kleider mitgenommen, das grosse Evangelium und Marioris Zöpfe und ist in die Zelle des alten Asketen übergesiedelt. ‚Ich habe es gut hier', sagte er zu mir. ‚Ich will keine Menschen sehen, weder gute noch schlechte, niemand! Ich will als Einsiedler leben!»

Der Priester Fotis wiegte den Kopf.

«Vielleicht hat er recht, Kostantis», sagte er, «stören wir nicht seinen Frieden. Dies ist sein Weg. Lass' uns den unseren wählen.»

«Und welches ist unser Weg?»

«Sobald wir Manolios begraben haben, sollst du heimkehren zu deinen Kindern, Kostantis», sagte der Priester und legte die Hand auf des treuen Freundes Haupt, als ob er ihn segnen wollte.

Sie legten Manolios vor der Grotte, die sie als Kirche verwendet hatten, auf die Erde. Der Priester bald sich die Stola um und begann die Totenmesse, rundum sang das Volk. Doch hin und wieder brachen bei Giannakos und Kostantis die Tränen hervor, hin und wieder musste der Priester Fotis sich unterbrechen, sein Gesang verstummte und wurde vom Volke beendet.

Alle knieten nieder und grüssten den Toten, das Grab war bereit, und an seinem Rande stand der Priester, um Manolios einige Abschiedsworte zu sagen. Doch sie erstarrten ihm im Halse und er brach in Tränen aus. Da fasste eine kleine Frau Mut, sie fiel vor dem Toten nieder, löste ihr weisses Haar und sang als Abschied ihren Mirolog, ihr Klagelied.

«Des Jünglings Name
ward in den Schnee geschrieben
die Sonne kam,
zu Wasser schmolz der Schnee,
zerronnen ist der Name ...»

Nach einer Weile hob der Priester Fotis die Hand und gab das Zeichen. «In Gottes Namen», murmelte er. «Jetzt beginnt unsere Wanderung von neuem. Frischen Mut, meine Kinder!»

Und sie nahmen ihre endlose Wanderung nach Osten wieder auf.

ENDE

SYNTEC
Der gute neuartige Topfreiniger auch praktisch für den Frühjahrsputz

Veranstaltungen

Zwei Kurs-Ausschreibungen des Volksbildungsheims Neukirch a. d. Th. TG

13. Werkwoche

für Stoffdruck, farbiges Gestalten, Mosaik

Kursleiter: Frau Ruth Jean-Richard, Zürich; Stoffdrucken und farbiges Gestalten; Herr Bernhard Wyss, Bern: Mosaik.

Pensionsgeld Fr. 12.—, Einzelzimmer Fr. 1.— Zuschlag. Kursgeld für die ganze Woche Fr. 15.—; Materialgeld ca. Fr. 10.—.

Anmeldung an: Volksbildungsheim Neukirch a. d. Th. TG. Tel. (072) 3 14 35, wo auch das ausführliche Programm erhältlich ist.

*

Fünfmonatiger Sommer-Haushaltungskurs

vom 28. April bis 28. September 1963 im Volksbildungsheim Neukirch a. d. Th. für Töchter von 15 bis 17 Jahren

Der Kurs wird als hauswirtschaftliches Obligatorium angerechnet und eignet sich gut für Mädchen, die sich auf einen Frauenberuf vorbereiten wollen.

Detaillierte Kursprogramme und Auskünfte im Volksbildungsheim Neukirch a. d. Th. TG. Tel. (072) 3 14 35.

LYCEUMCLUB ZÜRICH

März-Programm

Montag, 4. Keine Veranstaltung (Bauernfasnacht).

Montag, 11., 17 Uhr: Literarische Sektion. Sechste Veranstaltung im Zyklus «Das Gesicht unserer Zeit»: Vortrag von Dr. Max Rychner, Zürich: «Paul Valérys Poetik. Ein Zeugnis unserer Zeit.» Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Montag, 18., 17 Uhr: Kunstsektion. Siebente Veranstaltung in unserem Zyklus «Das Gesicht unserer Zeit»: Vortrag von Frau Dr. Carola Giedion-Welcker, Zürich: «Die heutige Integration der bildenden Künste: Versuche und Lösungen» (mit Lichtbildern). Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Montag, 25., 17 Uhr: Achte Veranstaltung in unserem Zyklus «Das Gesicht unserer Zeit»: Vortrag von Dr. theol. Peter Vogelsanger, Zürich: «Das Konzil in protestantischer Sicht.» Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Voranzeigen: Montag, 1. April, 17 Uhr: Neunte Veranstaltung im Zyklus «Das Gesicht unserer Zeit»: Vortrag von Prof. Dr. Otto Karrer, Luzern: «Das Konzil in katholischer Sicht.» Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Dienstag, 2. April, 20 Uhr: Festlicher Abend zur Feier des achtzigsten Geburtstages von Prof. Dr. Robert Faesi. Anschliessend an den Vortrag Empfang. Voranmeldung für Mitglieder und Gäste im Club erbeten. Eintritt Fr. 4.40.

SCHWEIZ. VERBAND DER AKADEMIKERINNEN SEKTION ZÜRICH

Einladung zur Monatsversammlung auf Mittwoch, den 6. März 1963, 20 Uhr, im Lokale des Lyceumklubs, Rämistrasse 26, Zürich 1.

Vortrag von Miss Tomoko Buzen MA:

«Women's movement in Japan»

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenkabonnement

Die Unterzeichnete bestellt:

.....Geschenkabonnement Fr. 12.50 (Vorzugspreis für unsere Abonnentinnen)

.....Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80

.....Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen

als Geschenk an

Genaue Adresse des Bestellers

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden

BUFFET H B ZÜRICH
R. Candrian-Bon
grosszügig in der Leistung — bescheiden in der Berechnung

Vergabungen

Die verstorbene Ehrenbürgerin der Gemeinde Deitingen (Solothurn), Frau Georgine Frey-von Vigier, hat der Gemeinde testamentarisch 100 000 Franken zur freien Verwendung vermacht. Der Betrag wird wahrscheinlich für einen dringend notwendigen Kindergarten verwendet.

★

Die Erbengemeinschaft des im Januar 1962 verstorbenen Fräuleins Rosa Strössler hat dem Gemeinnützigen Frauenverein Brugg (Sektion des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins) den Betrag von 150 000 Franken geschenkt; eine der Erbinnen, die ungenannt bleiben will, hat weitere 100 000 Franken gestiftet. Die Schenkungen sind zweckgebunden zur Schaffung einer Gemeindestube mit alkoholfreiem Restaurant durch den Gemeinnützigen Frauenverein.

★

Im Jahre 1962 hat der Schweizerische Bund für Naturschutz von Fräulein Frieda Jucker aus Winterthur, die dort am 11. März 1961 verschieden ist, ein Legat in der Höhe von fast 500 000 Franken erhalten. Von äusserster Sparsamkeit gegen sich selbst, hat Fräulein Jucker nicht nur während ihres Lebens als Krankenschwester ihre ganze Kraft dem Mitmenschen geschenkt, sondern mit ihrer hochherzigen Spende für die Erhaltung der von ihr so geliebten Natur beigetragen. Der Frieda-Jucker-Fonds ist zum Ankauf von Schutzgebieten bestimmt. Ein aus dem Fonds erworbenes Reservat soll zur Erinnerung ihren Namen tragen.

Ferien für die Familie

Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft gibt schon seit über 26 Jahren einen Ferienwohnungskatalog heraus. Die Ausgabe 1963 enthält ca. 5400 Adressen von Vermietern aus der ganzen Schweiz, ist soeben erschienen, und kann zum Preise von Fr. 2.50 (exkl. Bezugskosten) bei der Ferienwohnungsvermittlung in Zug, Baarerstrasse 46, Telephon (042) 4 18 34, oder bei der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Brandschenkestrasse 36, Zürich 1, bezogen werden. Kataloge vorhergehender Jahre sind nicht mehr gültig.

Wettbewerb für Schweizer Handstickerei

Das Schweizer Heimatwerk führt im kommenden Mai wiederum einen nationalen Wettbewerb für künstlerische Weiss- und Buntstickerei durch. Zur Teilnahme berechtigt ist jedermann.

Zweck des Wettbewerbes ist, den stickenden Schweizer Frauen Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten durch Fachleute technisch und künstlerisch begutachten zu lassen. Die prämiierten Arbeiten werden anschliessend während des Monates Juni, versehen mit den Befunden des Preisgerichtes, im Schweizer Heimatwerk in Zürich ausgestellt.

Die Wettbewerbsbedingungen können bei der Geschäftsstelle des Heimatwerkes Rudolf-Brun-Brücke, Zürich, gratis bezogen werden.

SCHWEIZER HEIMATWERK

Weltgebetstag der Frauen

E. P. D. Am 1. März 1963 wird wieder in unzähligen Kirchen unseres Landes und der ganzen Welt der Weltgebetstag der Frauen gefeiert. Die Gottesdienstordnung, welche jedes Jahr in einem anderen Lande zusammengestellt und von den USA aus in die ganze Welt verschickt wird, stammt dieses Jahr von koreanischen Frauen. Als Thema wählten sie: «In dem allem überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat» (Röm. 8,37). Diese Wahl ist nicht zufällig, hat doch Korea lange Jahre des Krieges und die koreanische Kirche reichlich Zeiten der Verfolgung erlebt.

Die diesjährige Kollekte des Frauenweltgebetstages ist bestimmt zur Hilfeleistung an christliche Frauen aus den Entwicklungsländern. Die letztjährige Kollekte ergab in der Schweiz Fr. 41 455.—.

Unsichtbare Bekleidung

Wie gross die Wandlung ist, die sich im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte in der unsichtbaren Bekleidung vollzogen hat, wurde uns neulich bewusst, als wir die schweizerische Niederlassung der Firma Triumph International in Zurzach besuchten. Heute unterhält das weltweite Unternehmen in ganz Europa mehr als ein halbes Hundert Betriebe und beschäftigt über 15 000 Angestellte. Um die Jahrhundertwende führten die hergestellten Korsetts Namen wie Herkules, Walküre, Grenadier. Abwegig waren diese Bezeichnungen nicht, handelte es sich doch um eigentliche Panzer, in die sich die Frauen hineinzwängen mussten.

Aus den schwerfälligen Dessous von einst sind elegante, leichte, behutsam formende Korsetts, Korselette, Hüftgürtel und Büstenhalter geworden, die den Kleidern zu tadellosem Sitz verhelfen. In den Fabriksälen der Zurzacher Niederlassung sticheln Hunderte emsiger Arbeiterinnen an der duftigen unsichtbaren Bekleidung. Jüngste graziöse Schöpfungen wurden den Besuchern anlässlich einer kleinen Schau vorgeführt. Neben Frottierwaren fabriziert das Unternehmen seit kurzem auch modisch perfekte Badeanzüge und Bikinis. Der Rundgang liess sodann Einblick nehmen in das tadellos geführte Heim für italienische Mitarbeiterinnen. ho

«Prestige de France»

Die Initiative zu dieser Freundschaftsbezeugung unserm Nachbarland gegenüber geht auf die Firma Jelmoli zurück. Sie hat sich rasch auf weite Kreise ausgebreitet.

Die unterkühlte Atmosphäre — nicht nur meteorologisch gemeint — stieg um etliche Wärmegrade bei den herzlichen Begrüssungsansprachen von Generaldirektor Müggler, dem Botschafter Frankreichs in Bern, Excellenz Philipp Baudet, und dem Zürcher Stadtpräsidenten.

Von echten Agents de Police beim Eingang empfangen, stellte sich Auge und Ohr unverzüglich um, man wähnte sich mitten im Herzen Frankreichs. Französiches Idiom, französische Farben ringsum. Die Trikolore grüsste aus Blumen, als Hintergrund für die jungen Sänger und Musikanten, die graziösen Tänzerinnen, alle in bunten Trachten und mit Blumen im Haar. Der Name der fröhlichen Gruppe «La Capeline de Menton» ist identisch mit ihrem südlichen Stammsitz.

Der Rundgang um die Schaufensterfront bildet die reizvolle Ouvertüre zu der ausgedehnten Entdeckungsreise im Innern des Hauses. Da offenbaren sich Bekanntes und Unbekanntes, Altes und Neues, Antiquitäten neben modernsten Warenangeboten auf allen Gebieten des Lebensbedarfs, des Wünschbaren wie des Unentbehrlichen des Praktischen wie des Geniesserischen französischer Lebensart auf der Basis alter Kultur. In dem festlich geschmückten Restaurant winken verlockend gastronomische Kostbarkeiten, gewürzt mit altberühmten «Vins français». Wer «La belle France» kennt, der frischt Erinnerungen auf, der andere zieht den Notizblock und notiert: Nächstes Reiseziel: Frankreich.

H. Forrer-Stapfer

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber AG
Haldenstrasse 27 - Tel. (051) 33 13 17 - Zürich 3
Komplette Buffet- und Officeanlagen, Kühlschränke, Kühlvitrinen, Glaceanlagen usw.

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

DIE FRAV IN KVNST VND KVNSTGEWERBE

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel. 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

90%
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Zürich Institut Minerva
Handelsschule
Arztgehilfinnenschule
Vorbereitung: Maturität ETH

Durch immer rascheren Wechsel der
Wollgarn-Mode
werden nächsten Herbst viele Farben unserer Kollektion durch neue ersetzt. Wir geben etwa
10 000 50-g-Strangen zu Fr. 1.25 ab!
(bisherige Verkaufspreise bis Fr. 2.35). Besonders empfehlen wir dies kinderreichen Familien und wohltätigen Institutionen, da es sich um allerbeste Qualitäten handelt!
Sockenwollen, dekatiert,
Pullover- und Cabléwollen
Bébéwollen, dekatiert
Schnellstrickwollen
Schreiben Sie uns und verlangen Sie Muster. Beziehen Sie sich aber auf dieses Inserat, sonst erhalten Sie unsere Musterkollektion zu normalen Preisen.
Hans Jakob & Co., Rüderswil
Das Vertrauenshaus im Emmental.

Der Schweizerische Landfrauenverband sucht auf Mitte April 1963 eine initiative
Sekretärin
Verlangt werden selbständiges Arbeiten, Erfahrung in allen Büroarbeiten, Beherrschung der französischen Sprache, wenn möglich bäuerliche Berufsausbildung.
Offerten mit Lebenslauf, Zeugnissen, Foto und Gehaltsansprüchen sind bis 10. März zu richten an
Frau M. Messmer, Büchnerstrasse 1, Zürich 6.

Gesucht wird halbtagsweise Uebernahme eines
Verbands-sekretariates
oder einer ähnlichen Aufgabe.
Entsprechende Ausbildung und Praxis sind vorhanden.
Offerten unter Chiffre ZP 4963 an Mosse-Annoncen, Zürich 23.

KARL HUBER ZÜRICH
Fahrender Teppich- und Matratzen-Klopfservice. Telephon (051) 52 55 28
klopft vor Ihrem Hause rasch, schonend und wirklich sauber · Hotelservice in der ganzen Schweiz
Eigene Teppichwäscherei, Mottenschutz mit dreijähriger Garantie. Teppichreparaturen
Spezialität: Spannteppichreinigung an Ort und Stelle

Massatelier
(gegr. 1900)
für orthopäd. und modische Korsetts sowie jede Art von Ausgleichungen, Brustprothesen und Leibbinden.
Melanie Bauhofer
Münsterhof 16, 3. Stock, Zürich 1, Telephon 23 63 40.

Jean Fust
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei

Das gute Besteck ...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstrasse 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Langenthal
Dekor 8323 I

Jugendfrisch und festlich geschmückt — ein echtes Langenthaler Service!

Stadtpolizei Zürich

STADTPOLIZEI ZÜRICH

Bei der **Sicherheitspolizei** des stadtzürcherischen Polizeikorps werden auf den 1. Juni 1963

Polizeigehilfinnen

angestellt. Die Monatsbesoldung beträgt während der dreimonatigen Ausbildungszeit Fr. 857.—, nach der definitiven Anstellung Fr. 893.— bis Fr. 1089.—. Pensionsversicherung. Dienstuniform. Extradienstleistungen werden zusätzlich entschädigt.

Bewerberinnen haben sich über Sekundarschulbildung und abgeschlossene kaufmännische Lehre oder eine gleichwertige Ausbildung auszuweisen. Der Besitz des Führerausweises für Motorfahrzeuge ist Bedingung. Erwünscht sind ferner Fremdsprachenkenntnisse

Der Aufgabenbereich umfasst die Verkehrsregelung in geschlossenen Verkehrskanzeln und die Erledigung von administrativen Arbeiten im Innendienst.

Der Polizeiinspektor, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, erteilt über die Obliegenheiten näheren Aufschluss.

Bewerberinnen im Alter von 21—35 Jahren haben ihre handschriftliche Anmeldung mit Darlegung des Lebenslaufes, des Bildungsganges und der bisherigen Tätigkeit sowie mit Angabe von Referenzen bis 18. März 1963 dem Polizeiinspektorat der Stadt Zürich, Amtshaus I, Bahnhofquai 3, Zürich 1, unter Beilage von Zeugnisabschriften und einer Photographie einzureichen.

Zürich, 27. Februar 1963

Der Polizeivorstand der Stadt Zürich

Wenn Ihnen

unser Blatt gefällt melden Sie uns laufend Namen und Adressen von Frauen denen wir das «Schweizer Frauenblatt» zur Ansicht senden können. Sie helfen damit das Blatt in weitere Kreise zu tragen.

Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur

Mühlegasse 21
Zürich 1 051/32 54 36
Pianohaus
Ramspeck
Occasions-Instrumente, mit Garantie zu vorteilhaften Bedingungen

SYNTEC aus Rilsan
Laveur — neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft — leicht zu spülen, schnell trocken, auskochbar, unverwüstlich
Manchon — idealer Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers
Laniere — solides Massageband mit zwei starken Griffen — erhält schlank und jugendlich
erhältlich in guten Detailgeschäften
ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 7 38 45